PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE

ÖKUMENISCHE FRIEDENSDEKADE 9. – 19. NOVEMBER 2014

Sie taten nicht, was der König ihnen befohlen hatte

Exodus 1,8-20

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Inhalt

2 **Alexander Deeg:** Geleitwort

5 **Dagmar Pruin:** Editorial

8 **Noam E. Marans:** Mehr als »Nie wieder«
Erfahrungen auf einer Germany-Close-Up-Reise

11 **Christian Staffa:** Gegenseitige Unterwanderung?
Das undurchsichtige Verhältnis zwischen Verfassungsschutz und nationalsozialistischem Untergrund (NSU)

14 **Ingrid Schmidt:** »Mit Zeichen im Raum Haltung beziehen«
Stahlplastiken von Christian Roehl

I **Anstöße aus der biblischen Tradition**

20 **Christian Staffa:** Predigt in Erinnerung an den Beginn des Ersten Weltkrieges

26 **Aus einem Gespräch zwischen Fulbert Steffensky und Frigga Haug auf dem Stuttgarter Kirchentag 1999:** Geschichten von der Schönheit, dem Glanz und der Rettung des Lebens

30 **Matthias Loerbroks:** Wann kommt das Reich Gottes? Lukas 17,20-30
Predigtmeditation – Predigt – Liturgievorschlag
Zum Drittletzten Sonntag des Kirchenjahres vom 10. November 2013

43 **Aline Seel und Rachel de Boor:** »Dass es ›so weiter‹ geht, ist die Katastrophe«
1. Thessalonicher 5,1-6 (7-11), Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres – 9. November 2014: Gedenktag an die Novemberpogrome, Beginn der Friedensdekade –

49 **Marius Böltzig, Ursula Sieńczak, Stanislava Francesca Šimuniová und Lena Reger:** Assoziationen zu 2. Timotheus, Kapitel 1, 6-7

53 **Eine besondere Neuerscheinung:**
Peter von der Osten-Sacken, Der Gott der Hoffnung.
Gesammelte Aufsätze zur Theologie des Paulus

55 **Helmut Ruppel:** Zum Verlernen (2): »Auge um Auge, Zahn um Zahn ...«
2. Mose 21,22-24 / Matthäus 5,38-39

II **Anstöße aus der theologischen Tradition**

60 **Achim Detmers:** Johannes Calvin und die Juden

III **Materialien für die Gemeinde**

64 **Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt:** Happy Birthday – Ruth Weiss zum 90. Geburtstag / Sharon M. Draper, Mit Worten kann ich fliegen / Lorenz Wilkens, Von unendlicher Huld und Treue. Studien zur Theologie des Bundes / Klaus Wengst, Christsein mit Tora und Evangelium

IV **Freiwillige berichten**

70 **Janne Riebesell:** »Jeszcze Polska nie zginęła, kiedy my żyjemy« – »Noch ist Polen nicht verloren, solange wir leben.«

72 **Johanna Blender:** Europa in Israel

73 **Janneke van Weeren:** Ein Kuchen für Sergej

75 Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste
76 Autor_innen, Bild- und Fotonachweise
77 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchgemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Geleitwort

Prof. Dr. Alexander Deeg

»Aber die Hebammen fürchteten Gott und taten nicht, wie der König von Ägypten ihnen gesagt hatte, sondern ließen die Kinder leben.« (Ex 1,17)

Es ist Krieg, während ich dieses Geleitwort schreibe – mal wieder in Israel und Palästina. Es ist Krieg – immer noch in Syrien, im Nordirak, in der Ostukraine, im Südsudan.

In Gaza steht ein Mädchen mit einem roten T-Shirt dort, wo einmal ein Fenster ihres Zuhauses war. Jetzt sind da eingestürzte Betonmauern, Stahlträger ragen empor – und mit gesenktem Kopf und traurigen, leeren Augen blickt sie ins Nichts und in die Kamera des Journalisten, der dieses Bild aufgenommen hat.

In Tel Aviv ist der schrille Ton der Sirenen zu hören, immer wieder. Dann bleibt weniger als eine Minute, um sich in Sicherheit zu bringen. Wenn die Sirenen weiter im Süden Alarm schlagen, dann bleiben nur Sekunden. Leben in ständiger Angst, Nächte und Tage im Bunker. Und keine Lösung in Sicht, nur hilflose Appelle aus Berlin und Washington.

Wie lässt sich vom Frieden reden in einer Welt, in der an viel zu vielen Orten ganz offensichtlich die Waffen das Sagen haben und an viel zu vielen anderen Orten Strukturen der Gewalt herrschen? Wie lässt sich so von Frieden reden, dass dieses Wort nicht leer bleibt, nicht nur eine Formel ist und nicht leere Konvention? Wie alle Jahre wieder an Weihnachten vom Stall in Bethlehem die Rede ist, so eben auch alle Jahre wieder in der Friedensdekade vom »Frieden«.

Frieden – das ist Hoffnung, Leidenschaft, harte Arbeit und entschiedenes Handeln – das zeigen die Texte in dieser Predigthilfe auf unterschiedliche Weise. Hoffnung, weil Gott *seinen* Frieden verheißt. Leidenschaft, weil wir Gott in den Ohren liegen mit unseren Gebeten, mit unseren Klagen und Bitten. Harte Arbeit und entschiedenes Handeln, weil Menschen aktiv werden, dem Pharao nicht gehorchen, zu Gottesdiensten und Friedensgebeten einladen, an Orte gehen, an denen helfende Hände und offene Ohren nötig sind und sich nicht abfinden damit, dass es halt ist, wie es ist, dass wir ja doch nichts tun können.

Es sind zwei Frauen, Schifra und Pua, die sich am Anfang des Buches Exodus einem ganzen System entgegenstellen: dem König der Ägypter (der im Unterschied zu den beiden Frauen nicht mit Namen genannt wird) und den vielen ebenfalls anonymen Fronvögten, die über das Volk Israel gesetzt sind und es hart bedrücken. Es sind gerade einmal *zwei* Frauen, an deren Gottesfurcht alles

hängt. Von ihren Gedanken ist nicht die Rede in dem Text der Bibel, sondern von ihrem Handeln: »… sie taten nicht, wie der König von Ägypten zu ihnen gesagt hat.«

Die Texte dieser Predigthilfe stellen uns an die Seite von Schifra und Pua, zeigen, wie ein neues Denken aussehen kann gegen die Logik der Waffen und der Gewalt, machen Mut zum Handeln gegen die Selbstverständlichkeiten, die uns umgeben, und berichten vom »Friedensdienst« in diffusen Zeiten und davon, wie selbst gebackene Torten, geduldige Gespräche und überraschende Begegnungen Feindbilder überwinden und neue Perspektiven ermöglichen.

»Befreit zum Widerstehen« – so lautet das Motto der diesjährigen Friedensdekade. Es geht um Unterbrechung! Unterbrechung der Strukturen der Gewalt, Unterbrechung eines Lebens, das die Hoffnung auf Frieden schon längst verloren hat und sich arrangiert mit der vermeintlichen Unausweichlichkeit und Alternativlosigkeit von Waffen und Militär.

Ein befreundeter Professor aus den USA, Charles Campbell, erzählt von einer solchen Unterbrechung, die Studierende vor gut zehn Jahren inszenierten. »Einige Studentinnen und Studenten stellten ein Kreuz mitten auf dem wunderschönen Campus auf, an dem ich damals lehrte. Das Kreuz war kein schönes, kein glänzendes, kein goldenes oder silbernes Kreuz. Es war ein sehr großes, raues, hölzernes Kreuz. Es war im Jahr 2003, es war der Beginn des Krieges im Irak. Die Studierenden hatten das Gefühl, dass sie *irgendetwas* tun müssen. Und so beschlossen sie, einen Ort für Gebete und Mahnwachen, einen Ort für den Widerstand zu schaffen. Sie hatten davon gehört, dass es irgendwo auf dem Campus ein altes Kreuz gebe. Sie suchten danach – und fanden es schließlich im dritten Stock der Hauptverwaltung der Universität. Es war alt und ziemlich kaputt. Es stand nicht mehr richtig und hing immer schief auf einer Seite. Aber die Studierenden trugen dieses alte, schiefe Kreuz hinaus und stellten es mitten auf dem Campus auf. Sie richteten die Macht des Kreuzes auf gegen die Macht der US-Armee. Sie verkündeten das Kreuz als Alternative gegen die Politik von ›shock and awe‹. Eigentlich völlig töricht! Das Kreuz wirkte töricht im Verhältnis zu der Maschinerie des Krieges, aber es wirkte auch töricht in der Mitte des Campus. Dort war nämlich ein Platz mit grünem Gras, eine Oase der Ruhe. Das Kreuz zerstörte die Symmetrie und Friedlichkeit und Ordentlichkeit des Campus. Es unterbrach das ›business as usual‹ einer Universität. Die Studierenden konnten nicht mehr einfach so dort sitzen oder Frisbee spielen. Das Kreuz stand im Weg …«

Niemand kann die Welt auf den Kopf stellen – das können wir getrost dem Messias überlassen, wenn er (wieder-)kommt. Aber die Dinge ein wenig zu

verrücken, das mag schon genügen, um dem Reich des Friedens näher zu kommen. – Die vorliegenden Texte loten aus, wo Widerstand nötig ist und welche Formen er annehmen kann. Sie weisen auf die großen Probleme hin und auf die kleinen, kreativen Verschiebungen, die alles verändern können.

Man könnte verzweifeln angesichts der Gewalt in dieser Welt. Aber man kann auch die Perspektive wechseln und mit Rabbi Simeon ben Gamaliel überrascht erkennen: »Stell dir vor, wie groß die Macht des Friedens ist« (Babylonischer Talmud, Yev 65b). Manchmal sind es Worte, manchmal sind es Zeichen, die dazu beitragen, dass *Frieden* nicht nur ein Wort bleibt, das zum üblichen Geräusch in Kirchen und bei kirchlichen Veranstaltungen dazu gehört, Konvention ist und überhört werden kann, sondern dass Frieden eine Realität wird – hoffentlich auch in der Friedensdekade, die im November 2014 vor uns liegt.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

»*Befreit zum Widerstehen*« – so lautet das Motto der diesjährigen Friedensdekade und wir freuen uns, Euch und Ihnen auch in diesem Jahr unsere Predigthilfe zu diesen zehn Tagen im November in die Hände legen zu können. Es ist eine gute Tradition, dass die Predigthilfen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ein biblisches Zitat als Titel tragen, und so haben wir den diesjährigen Vers »*Sie taten nicht, was der König ihnen befohlen hatte*« aus einem der beiden Texte ausgewählt, auf die sich das Motto der diesjährigen Friedensdekade bezieht, aus Exodus 1,8-20.

Der König, dem hier widerstanden wird, ist der ägyptische Pharao und die Geschichte erzählt uns von dem mutigen Aufbegehren der beiden hebräischen Hebammen mit den klingenden Namen Schifra (*Schönheit*) und Pua (*Glanz*), die Gott fürchteten – so sagt es uns der Text – und daher dem Pharaonenherrscher widerstanden, der das Volk Israel ausrotten wollte. Der wahnsinnigen Logik des Herrschers nach müssen die Kinder Israels rasch ermordet werden, um ausschließen zu können, dass sie sich nicht eines fernen Tages mit den Feinden des Herrschers verbinden könnten. Die Hebammen durchbrechen diese Logik durch ihr Handeln, setzen ihre Gottesfurcht gegen die Königsfurcht und es wird am Ende die Tochter des Königs selbst sein, die den Retter Israels rettet und aus dem Wasser zieht – wohl wissend, dass es sich um ein Kind des von ihrem Vater verfolgten Volkes handelt.

Das Jahr 2014 erinnert uns an Zeiten, in denen die Kriegslogik zum Tod von Millionen und Abermillionen Menschen führte. Vor einhundert Jahren begann der 1. Weltkrieg und nur 25 Jahre später mit dem deutschen Überfall auf Polen bereits der zweite seiner Art. Die Zahlen der Opfer dieser beiden Kriege können nicht einmal genau bestimmt, sondern nur geschätzt werden. Wir wollen uns an diese Kriege nicht erinnern, um uns von der heutigen Welt und ihren kriegerischen Gefahren abzuwenden – sondern im Gegenteil – um uns ihr zuzuwenden. »Die Gegenwart neigt dazu, sich einzigartig zu geben« – so formuliert es Fulbert Steffensky in einem Gespräch mit Frigga Haug zum obengenannten Bibeltext, das sie in Auszügen in der vorliegenden Predigthilfe lesen können. Und dabei lassen uns doch die Krise in der Ukraine und der Zugewinn nationalistischer Parteien im europäischen Parlament eindrücklich spüren, wie wenig vergangen das Vergangene ist.

Der neutestamentliche Text, der dem Motto der diesjährigen Friedensdekade zugrunde liegt, stammt aus dem 2. Timotheusbrief (2. Tim. 1, 6-7). Auf

unserer Jahrestagung im Mai zum Thema »*Europa – Ort des ungerechten Friedens*« haben wir Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in besonderer Weise als Ort erlebt, in dem beispielhaft bei dem Blick auf die Situation in der Ukraine die vielstimmigen, sich auch deutlich widersprechenden, Stimmen unserer Freiwilligen, Länderbeauftragten und Partnerinnen und Partner aus der Ukraine, Russland und Polen zu Wort gekommen sind. Diese Multiperspektivität ist uns bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste wichtig und daher haben wir es gewagt, ganz unterschiedliche Menschen bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste um ihre Reflexion zu diesem biblischen Text zu bitten. Gemeinsam mit den Berichten der Freiwilligen geben sie uns Bausteine für ein Mosaik der gegenwärtigen Situation, in die hinein wir die biblischen Texte verkündigen.

Der Predigttext für den drittletzten Sonntag im Kirchenjahr ist in diesem Jahr aus dem frühen Brief des Paulus an die Gemeinde in Thessaloniki (1. Thess. 5,1-6 (7-11)). Aline Seel und Rachel de Boor aus der *AG Theologie bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* legen uns diese Verse mit Blick auf die Friedensdekade und den 9. November 1939 aus und verweigern sich mit Blick auf den »Tag des Herrn« der vorschnellen Verkündigung der Allversöhnung.

Die diesjährige Friedensdekade beginnt am 9. November. Helmut Gollwitzer fragt wenige Tage nach dem 9. November 1939, ob man angesichts der geschehenen Pogrome nicht im Gottesdienst nur noch schweigen könne und beginnt dennoch zu predigen. Er führt uns die doppelte Unmöglichkeit der Rede von Gott nach Auschwitz vor Augen. Weder das Schweigen noch das Reden sind mögliche Alternativen. Der einzige denkbare und gangbare Weg der Rede von Gott nach Auschwitz besteht darin, an dem Entsetzen, der Trauer und der Angst der Opfer teilzunehmen und sich anrühren zu lassen. Ohne diese Teilnahme wird das Reden von Gott bedeutungslos.

Die Erinnerung an den 9. November 1938 führt uns immer wieder vor Augen, wie wenig widerständig sich unsere christliche Religion in der Geschichte gezeigt hat. Die Beispiele der Auflehnung und des Widerstandes gegen den 1. Weltkrieg und gegen die Diktatur der Nationalsozialisten sind kostbar – aber rar und waren nur schwache Stimmen in berauschten Kriegskonzerten. Eine Theologie, die sich in der Erinnerung an diese Ereignisse verortet, muss sich immer wieder selbstkritisch fragen, wo die Fallstricke innerhalb der eigenen Religion und Kultur liegen können – die Fallstricke, sich verführen zu lassen und gerade keinen Widerstand dort entwickeln zu können, wo es notwendig wäre. Diesen Fallstricken auf die Spur zu kommen, ist uns ein wichtiges Anliegen, und die Ausführungen von Helmut Ruppel zu dem bekannten und so oft verkannten Vers »*Auge um Auge, Zahn um Zahn*« wollen in diesem Sinne gelesen werden.

»Sie taten nicht, was der König ihnen befohlen hatte« – ganz anders klingt dieser Vers in Erinnerung an den 9.November 1989, der sich in diesem Jahr zum 25. Mal jährt. Ein Ereignis im Mosaik der Geschichte, das Selbstverständlichkeiten auf den Kopf gestellt hat und das Aktion Sühnezeichen in der DDR und Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in der BRD wieder zusammengeführt und uns zu dem gemacht hat, was wir heute sind.

Fotografien der Arbeiten des im letzten Jahr gestorbenen Künstlers Christian Roehl illustrieren diese Predigthilfe und geben hoffentlich auf der ihr ganz eigenen Weise Anregungen zur Gestaltung der Gottesdienste in der Friedensdekade. Wir wünschen Ihnen gute Gedanken und hoffen, dass wir Ihnen Anregungen aber vielleicht auch Streitpunkte an die Hand gegeben haben – lassen Sie es uns wissen. Und wenn Sie in den Gottesdiensten für uns kollektieren möchten, freuen wir uns sehr!

Mit Dank an alle Autorinnen und Autoren unserer Predigthilfe und an das Redaktionsteam, Ingrid Schmidt, Christian Staffa und Helmut Ruppel, in der Hoffnung auf viele weitere intensive und gute Diskussionen.

Ihre und Eure
Dagmar Pruin

Mehr als »Nie wieder«

Erfahrungen auf einer Germany-Close-Up-Reise

Noam E. Marans

Die meiste Zeit meines Lebens war es für mich unvorstellbar, dass ich, Rabbiner aus Amerika, zu einer vorwiegend deutschen christlichen Zuhörerschaft in einer Berliner Kirche am Tag der Kristallnacht, Reichspogromnacht spreche. Schließlich wurden die meisten amerikanischen Jüdinnen und Juden meiner Generation mit einer Antipathie allem Deutschen gegenüber aufgezogen. Deutschland und Deutsche wurden zu Recht als Täter_innen wahrgenommen, die den Großteil der europäisch-jüdischen Zivilisation zerstört und sechs Millionen Jüdinnen und Juden, ein Drittel der Juden weltweit, ermordet hatten.

Wir wurden daran gewöhnt, Deutschlandbesuche und das Kaufen deutscher Produkte zu vermeiden. Eines meiner eindrücklichsten Kindheitsbilder ist, wie mein Vater seine Gegnerschaft gegenüber Deutschland demonstrierte. Als Fotografie-Freak bewahrte er Hunderte von Negativen in Hüllen der Firma Agfa auf. Er konnte keine nichtdeutsche Firma finden, die diese einzigartigen Produkte herstellte. So nahm er einen schwarzen Filzstift und löschte jedes »Germany« aus dem Label »Made in Germany« – bei allen seinen Hüllen.

Uns jungen Menschen wurden Geschichten von Verwandten erzählt, die wir nie treffen würden. Ich hörte von meiner Großtante und von den Cousins und Cousinen meines Vaters in Białystok, die kaltblütig von den Nazis erschossen und ermordet wurden. Wir lernten, dass jüdische Identität untrennbar mit Holocaust-Erinnerung und einer ewigen Hingabe zu dem »Nie wieder« verbunden ist.

Erst als ich Rabbiner wurde, verstand ich, dass es für das jüdische Volk nicht genug ist, allein über das »Nie wieder« zu sprechen. Was der Holocaust uns lehrt, musste mit dem Rest der Welt besprochen werden, vor allem mit Christ_innen, die eine spezielle Last tragen. Es war die historische christliche Judenfeindschaft, die eine Umwelt schuf, die Hitler zu seinem Verbrechen gegen die Menschheit fähig machte. Auch wenn im christlichen Europa einige Christ_innen ihr Leben riskierten, um Jüdinnen und Juden zu retten, waren viel mehr an den Verbrechen beteiligt und noch mehr standen schweigend daneben.

Unser Engagement als Juden ist nicht nur zu erinnern und zu verhindern, sondern auch die »Gerechten unter den Völkern« zu ehren, von denen

Tausende durch Yad Vashem, Israels Holocaustmuseum, für ihr Heldentum, Jüdinnen und Juden zu schützen oder zu retten, geehrt wurden. In den letzten Jahren habe ich mit vielen anderen zu verstehen begonnen, dass wir zudem die Selbstreflexion der deutschen Gesellschaft über ihre Vergangenheit anerkennen und daran teilnehmen müssen, weil sie sich dem schrecklichen Erbe des Dritten Reiches stellt, obwohl fast alle Deutsche heute zu jung sind, um Täter oder schweigende Komplizen gewesen zu sein.

Ich bin heute Abend hier mit einer Gruppe amerikanischer Jüdinnen und Juden in ihren 20ern und 30ern, Teil einer Germany Close Up-Reise. Sie wird von meiner Organisation, dem AJC – American Jewish Committee, mitfinanziert und von der deutschen Regierung unterstützt. Trotz turbulenter Gefühle gegenüber der deutschen Vergangenheit kann es sich positiv auf die eigene jüdische Entwicklung dieser jungen amerikanischen Jüdinnen und Juden auswirken, Stätten der bedeutenden deutsch-jüdischen Gemeinschaft der Vergangenheit zu besuchen und die entsetzlichen Orte, an denen Juden und andere in den Tod gingen, darunter hier in der Nähe das KZ Sachsenhausen. Sie können ihre Perspektiven erweitern, wenn sie Zeugen werden der deutschen Selbstreflexion wie in diesem Gottesdienst heute Abend.

Vor zwei Jahren nahm eine andere Gruppe amerikanischer Jüdinnen und Juden an einem ähnlich berührenden Gottesdienst zum Gedenken und Weitererzählen einer Ortskirche in Berlin teil. Wie in diesem Gottesdienst saßen Deutsche verschiedenen Alters zusammen, bemerkenswerterweise auch junge Menschen. Wir weinten gemeinsam, als wir – unsere Gruppe und die Kirchgänger – uns mit brennenden Kerzen einer Stätte der Deportation von Berliner Juden näherten. Heute Abend finden in vielen Kirchen in Deutschland wahrnehmbare und ortsbezogene Aktionen der Reue und des Nachdenkens statt.

Wir sind heute Abend hier, weil wir glauben, dass Religion, in diesem Fall das Christentum, nicht eine Quelle des Bösen, sondern Potential des Guten ist.

Wir sind heute Abend hier als die Erben unseres jeweiligen Erbes, Nachfahr_innen von Überlebenden einerseits und Nachfahr_innen von Täter_innen andererseits. Wir können nicht für sie sprechen und wir können nicht an ihrer Stelle vergeben.

Wir sind heute Abend hier um daran zu erinnern, dass die Welt versagte und nicht erkannte, dass die Nürnberger Gesetze zu der Kristallnacht führen würden und schließlich zum Holocaust.

Wir sind heute Abend hier im Bewusstsein dessen, was passieren könnte, wenn die Welt dabei versagt, auf rassisch, religiös und ethisch motivierten

Hass und Gewalt im 21. Jahrhundert zu reagieren, einschließlich des wiederauferstehenden Antisemitismus in Europa und anderswo.

Wir sind heute Abend hier, am 75. Jahrestag der Kristallnacht, als amerikanische Jüdinnen und Juden, dadurch geehrt, an Ihrem einzigartigen Gedenken dieses verheerenden Moments jüdischer Geschichte, deutscher Geschichte teilzuhaben. Aber wir tun das mit unermesslicher Ambivalenz und komplexen Gefühlen. Und doch, wir sind hier.

Remembering the Past – Shaping the Future
Herausgegeben von Dagmar Pruin und Hermann Simon

Der Sammelband vereint achtzehn Essays junger amerikanischer Jüdinnen und Juden, die im Verlauf der letzten Jahre im Rahmen des Programms »Germany Close Up« Deutschland bereist haben. In ihren Texten reflektieren die Autor_innen ihre persönlichen Erfahrungen und wenden diese gleichzeitig an, um die Fragen nach Erinnerung und Identität zu beleuchten.

Gegenseitige Unterwanderung?

Das undurchsichtige Verhältnis zwischen Verfassungsschutz und nationalsozialistischem Untergrund (NSU)

Christian Staffa

Diese etwas provozierende Frage steht am Ende des NSU-Untersuchungsausschusses im Bundestag im Raum und sie ist keine Spezialfrage für Expertinnen und Experten, sondern eine Frage von Rassismus und auch von grundlegender Bedeutung für die Zukunft von Demokratie und ihrem Selbstverständnis. Rassismus, weil, nach allem, was wir wissen – und wir wissen noch lange nicht alles – Ermittlungsbeamte offenkundig gleichsam reflexhaft das Umfeld der Opfer verdächtiger fanden als die vielen Anzeichen für die Herkunft der Täter aus dem rechtsterroristischen Milieu. Und so hat es auch die nicht-herkunftsdeutsche Gemeinschaft zutiefst verunsichert und auch erzürnt, wie aggressiv das Verständnis ganz normaler Angehörige der breiten Gesellschaft – denn um solche handelt es sich ja wohl bei Ermittlungsbeamten des gehobenen und höheren Dienstes – von Migrant_innen und ihren Nachkommen ist.

Bedeutsam für die Demokratie ist dieser Kasus aus zwei Gründen, denn wenn erstens die zahlreichen vom Verfassungsschutz bezahlten Angehörigen der NeoNazi Szene nicht in der Lage sind, dem Verfassungsschutz Daten an die Hand zu geben, die zehn Morde verhindern könnten, und zweitens das Interesse an der Aufklärung post festum deutlich erlahmt und es Behinderungen der demokratisch gewählten Volksvertreter_innen gibt, stimmt das grundlegend bedenklich. Da ist etwas faul im Staate.

Im Kontext der Friedensdekade, deren Beginn kurz nach dem Jahrestag der Selbstenttarnung des Kerntrios des NSU liegt, könnte es sinnvoll sein, Veranstaltungen zu diesen Fragen anzubieten. Was ist in den jeweiligen Bundesländern zur Aufklärung passiert? Gibt es Untersuchungsausschüsse, was sind oder waren die Ergebnisse? Die Ergebnisse des Bundestagsuntersuchungsausschusses sind wohl zu Recht sehr gelobt worden. Wenn wir genau schauen, stellen wir aber auch fest, dass die Frage nach dem V-Leute System ausgeklammert ist und die Verfassungsschutzämter eher mehr als weniger Geld bekommen. Ob das ermutigt zum Widerstand gegen rechts? Deshalb wäre es sinnvoll, solchen Widerstand zu konkretisieren und die Landtage zu befragen, wie auch zu beobachten, was im Bund in Sachen Aufklärung weiter geschieht.

So beschlossen die Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus (BAG K+R) in Kooperation mit der Evangelischen Akademie zu Berlin und

dem Hospitalhof, dem ev. Bildungszentrum in Stuttgart, eine ebensolche Veranstaltung am 27. Mai 2014 durchzuführen, deren Nachahmung gerade zu Friedensdekadenzeiten und nicht nur dann sich lohnen würde. Deshalb sei im Folgenden kurz von ihr berichtet.

Anlass war der Beschluss des Landtags in Baden-Württemberg, eine Enquete-Kommission einzurichten zur Sichtung der Ermittlungsergebnisse in Sachen KluKluxClan, dem Mord an Michele Kiesewetter und den vielen Verbindungen, die das Kerntrio der NSU nach Württemberg hatte. Aus dieser Sichtung wollen sie dann Konsequenzen für die Zukunft ziehen. Bei einer Podiumsdiskussion der BAG K+R, hochkarätig besetzt, stellte Nikolaus Sakellariou dieses Vorhaben vor. Seine drei Gesprächspartner_innen überzeugte zwar der Wunsch, aber nicht der Weg, also das Verfahren. Sebastian Scharmer, der Anwalt von Gamse Kubacik, beschrieb das durch fehlende Aufklärung verlängerte Leiden der Opferfamilien. Christian Binninger, CDU-Obmann im NSU Bundestagsuntersuchungsauschuss (NSU BUA), bat Sakellariou inständig, doch die Funktion des Parlaments als Kontrollorgan der Exekutive ernster zu nehmen. Kann doch eine Enquete-Kommission keine Zeugen zitieren, sondern nur einladen, sie ist »ein stumpfes Schwert« und trägt vermutlich zur Aufklärung der offenen Fragen nichts bei. Petra Pau (Die Linke), mit Binninger Mitglied des NSU BUA, unterstrich dies nachdrücklich und benannte die offenen Fragen:

1. Ist das Trio wirklich allein unterwegs gewesen oder eben nur der Kern einer größeren Gruppe, die vielfältige Bezüge in Baden-Württemberg hatte? Welche waren das?
2. Wo ist das Motiv für den Mord an Kiesewetter und den Mordversuch an ihrem Kollegen? Gibt es da eine Verbindung hin zu dem KluKluxClan-Polizeitrupp?
3. Warum sind die Ermittlungen derartig schlampig geführt?
4. Wieviel Geld ist mit welchen Folgen an die V-Leute geflossen?

Binninger und Pau forderten aber auch alle anderen Bundesländer auf, Unterausschüsse einzurichten, z.B. in Brandenburg und Nordrhein-Westfalen. Sakellariou sagte zu, dass er, wenn man ihm nachweise, dass es viele offene Fragen gibt, die durch einen Unterausschuss bearbeitet werden könnten, dies eine UA Einrichtung begründbar machen würden. Clemens Binninger ging darauf sofort ein und sagte ihm ein Vier-Augen-Gespräch in Schwäbisch Hall zu ohne Presse und vertraulich, um ihm genau dies zu vermitteln. Beeindruckend war die Betonung des Aussetzens von parteipolitischem Kalkül bei Pau und Binninger, die auch im Kontext des NSU durchaus unterschiedlicher Meinung waren und sind, z.B. über das »V-Leute-Unwesen«, das nach Paus Meinung abgeschafft, nach Binningers Meinung reformiert gehört.

Gerade der Umstand, dass jedes Bundesland Anteil an Ermittlungspannen hat, macht es reizvoll die »säumigen« Länder auch von kirchlicher Seite zu motivieren, Untersuchungsausschüsse einzurichten. Wir sollten die Parlamentarier ermutigen zum Widerstand gegen eine wenig aufklärungsbereite, für die Grundlagen einer Demokratie und damit ein friedliches inklusives Gemeinwesen so gefährliche Exekutive.

Mehr Informationen über die Veranstaltung und NSU auf der Website der BAGKR: www.bagkr.de

»Mit Zeichen im Raum Haltung beziehen«

Stahlplastiken von Christian Roehl

Ingrid Schmidt

»Freut Euch, dass Eure Namen im Himmel geschrieben sind.« Ein Taufgedenken

Der barocke Taufengel in der mittelalterlichen Dorfkirche von Stolpe/Hohen Neuendorf in der Mark Brandenburg gleicht einem Wirbelwind. Er schwebt nicht, er schwingt sich mit ausgestreckten Armen und einem beeindruckenden Flügelpaar über das Taufbecken, als wolle er die jeweilige Taufgesellschaft zum Singen und Tanzen, zu ausgelassener Fröhlichkeit und Dankbarkeit einladen. Renate Vogel, von 1984 bis 2004 Pastorin der Kirchengemeinde, erzählte vor Jahren einmal von seiner düsteren Vergangenheit: »Er lag lange Zeit stark zerstört auf dem Dachboden. Mitte der 90er Jahre konnte er restauriert werden. Seitdem hat er viele Taufen begleitet.«[1] Und dies mit engelhafter Begeisterung!

Seit dem Sommer 2014 steht im Altarraum dieser schönen Dorfkirche aus dem Jahre 1250 dem lebhaften Engel gegenüber, unter einem hochliegenden schmalen Fenster der Südseite eine Metallplastik des Künstlers Christian Roehl (geb.1940 in Berlin / gest. 4. April 2013 in Potsdam) – das »Taufgedenken«. Es ist ein stilisierter Baum, bestehend aus acht schmalen Stämmen, die von einer gemeinsamen achteckigen Grundfläche aus in die Höhe streben. Das Material: Stahl mit einem dunkel polierten Überzug. An waagerechten Ästen des Taufbaumes sind links und rechts je acht mal acht kreisrunde Blätter aus dem selben Material befestigt. Auf jeweils e i n e m Blatt des Taufgedenkens werden – wenn Täuflinge oder Eltern zustimmen – die Namen der Täuflinge eines Jahres und ihr Taufdatum eingraviert: begonnen im Jahre 2013 – ein (Ge-)Denken hin in zukünftige Zeiten – in die kommenden 128 Jahre! Einfach und eindrücklich macht dieses Bildwerk sichtbar: Durch die Taufe wird ein Mensch in die christliche Gemeinde aufgenommen, bleibt ihr zugehörig über die eigene Lebenszeit hinaus.

Bereits in frühchristlicher Zeit gab es eine symbolische Beziehung der Zahl 8 zur Taufe. »Wie die Zahl 7 … mit der Erschaffung alles Irdischen verknüpft ist, so galt deren Überschreitung in der 8 als ein Hinweis auf die Verheißung ewigen Lebens bei Gott, eines Lebens, zu dem die Taufe ein Anfang ist.«[2] Daher haben Taufkapellen häufig eine achteckige Gestalt. Die Zahl 8 ist in vielen Kontexten von symbolischer Bedeutung. Stefan Zweig zum Beispiel erinnerte in seiner »Schachnovelle« 1942 an »das Spiel, das allen Völkern und Zeiten zugehört«, dem Spiel, mit 8 x 8 Feldern, »gespielt wurde es auf Königs- und Hinterhöfen – ein tragbares Vaterland«.[3] In der jüdischen Tradition wird am achten Tag nach

Christian Roehl, Taufgedenken, Dorfkirche Stolpe/Hohen Neuendorf, 2014

der Geburt ein Sohn durch die Beschneidung, die Brit Mila, in die Gemeinschaft Israels aufgenommen. An diesem Tag erhält der Neugeborene seinen Namen.[4] Christian Roehl hat in einem anderen Werk, einem achtarmigen Leuchter von durchscheinender Schönheit, diese Symbolzahl ein weiteres Mal aufgenommen.

Die festliche Übergabe seines Werkes in Stolpe konnte er nicht mitfeiern. Er starb vor der Vollendung des »Taufgedenkens«. Seine Ehefrau, die Gaphikerin Alice Bahra, und sein Bruder Rüdiger Roehl, ebenfalls Metallbildhauer, vollendeten das Werk. Zwei Gedenk«blätter« auf dem Taufbaum in Stolpe erinnern an die Künstler Christian und Rüdiger Roehl und an Renate Vogel, die im Jahre 2006 verstorbene Initiatorin.

»Wir konnten Christians handwerklich-künstlerische Fähigkeiten schon früh bestaunen.«

Von Christian Roehl erzählen, heißt auch, an den Mauerbau 1961 erinnern. Roehl gehörte zu den Fahrschülern aus Ostberlin, die in Westberlin zur Schule gingen. Am Evangelischen Gymnasium Berlin-Charlottenburg machte er das Abitur: Sein Schulfreund Johannes Heidler erinnerte sich: »Wir sind 7 Jahre lang morgens zusammen mit der S-Bahn von Schöneweide bis Tempelhof,

Christian Roehl, Spielbrunnen, Wohngebiet Drewitz/Potsdam, 1995

später bis Hohenzollerndamm gefahren. Unterwegs stiegen weitere Mitschüler zu. So wuchsen wir von Station zu Station zu einer beachtlichen Fahrertruppe an, die den Lehrern Probleme machte, weil sie mitunter geschlossen zu spät in der Schule eintraf. ... Der Mauerbau bedeutete eine empfindliche Zäsur in seinem Leben und Beruf. Es war 1962, beim letzten Zusammensein vor seiner Verhaftung. Da drehte sich unser Gespräch um Freunde, denen die Flucht in den Westen gelungen war. Ich ahnte nicht, dass kurz darauf sein eigener Fluchtversuch scheitern würde.«[5] Christian Roehl wurde mit seinem Bruder Rüdiger und dem Vater zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, wegen versuchter Republikflucht erhielt er eine 4 1/2jährige Haftstrafe. Nach 18 Monaten wurde er entlassen – »Freikauf« durch die Evangelische Kirche Deutschland.

In der sich anschließenden dreijährigen »Bewährungszeit« arbeitete Christian Roehl als Bau- und Spezialschlosser in der Industrie.[6] Bis zum Mauerbau war er für ein Bauingenieurstudium an der TU Berlin eingeschrieben gewesen. Die Lebenszeit nach der »Bewährung« war bestimmt durch Arbeiten für die Meisterprüfung, freiberufliche Aufträge, Ausstellungen und die Einrichtung einer Schmiede auf dem Südwest-Friedhof Stahnsdorf bei Berlin. Christian Roehl lernte immer feinfühliger die besondere Sprache des Stahls. Er studierte an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee, war in regem Austausch mit Kollegen, vor allem mit Fritz Kühn. Regelmäßig nahm er an Symposien, in Staßfurt, Schwerin oder Eisenhüttenstadt, teil. An etlichen Orten der DDR wurden Arbeiten von ihm im öffentlichen Raum präsentiert, unter anderem in Belzig, Berlin, Brandenburg, Eisenhüttenstadt, Frankfurt/O., Potsdam, Sachsenhausen, Schwerin, Stahnsdorf. Und er erhielt 1987 erstmalig die Möglichkeit zu einer Westreise, um sich an der internationalen Ausstellung »Zeitgemäße Kunstschmiedearbeiten und Skulpturen« in Friedrichshafen zu beteiligen.

Christian Roehl, Fliehende Zeichen, Rosenwinkel, Priegnitz, 1991

Rückblickend notierte er: »Als ich anschließend die Museen in Stuttgart, Wiesbaden und Düsseldorf betrat, brauchte ich die Titel gar nicht zu lesen. Ich hatte ja die Kataloge zu Hause. Das hat mich auf eine besondere Weise für die unmittelbare Begegnung und den Nachhall sensibilisiert. Mir kamen die Tränen und ich dachte, ... warum ist dir das alles vorenthalten. Es ist ja doch ein großer Unterschied, ob du um ein Werk von Fritz König, Julio Gonzales, Richard Serra herumgehst, es im Dialog wahrnimmst, oder eine farbige manchmal auch nur schwarz/weiße Katalogreproduktion ansiehst.«[7]

»Stahl – vom Innehalten der Plastik im Raum«

Seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat sich die Metallplastik als eine eigenständige Kunstform etablieren können.[8] Metallbildhauer / Metallplastiker erfuhren trotz ihrer martialisch anmutenden Werkzeuge – Hammer und Punzen, Schmiedefeuer und Ambosse, Blechscheren, Lötzubehör etc. – zunehmend Anerkennung als Künstler, die Ausdrucksmöglichkeiten im öffentlichen Raum wurden mit Respekt und Zustimmung zur Kenntnis genommen. Picasso etwa ließ sich Ende der 1920er Jahre in der Technik der Metallbearbeitung unterweisen. Berühmt wurden in dieser Zeit, auch durch ihre Metallarbeiten, unter anderem der russische Künstler der Avantgarde wie Tatlin, Naum Gabo und der Katalane Antoni Gaudi.

Den zumeist abstrakt gestalteten Werken gab Christian Roehl durch konkrete Titel einen Bezug zur umgebenden Landschaft, zur städtischen Verortung oder auch im Hinblick auf die diesem Werk begegnenden Betrachter_innen: *»Hommage Karl Foerster«* 1973 (9), *»Aufrecht 89«*, *»Ikarusgruppe«* 1990, *»Landschaft«* 1991, *»Haltung«* 1994, *»Begegnung«* 1994, *»David und Goliath / Der Eine und Der Andere«* 2000, *»Lebenslinie«* 2012. Die letzte Einzelausstellung in Berlin – eine

Hommage an den Künstler und sein Lebenswerk – versammelte einige Arbeiten im Landschaftspark der Evangelischen Akademie auf der Insel Schwanenwerder unter dem Titel »Stahl – Vom Innehalten der Plastik im Raum«.

---

1 Renate Vogel, Faltblatt Dorfkirche Stolpe / Dorfstraße 4, 16540 Hohen Neuendorf OT Stolpe
2 Traugott Vogel, Informationstext zum Taufgedenken in der Dorfkirche Stolpe
3 Ernst Strouhal, in: 10 + 5 = Gott. Die Macht der Zeichen. Hg. v. Daniel Tyradellis und Michal S. Friedlander, Jüdisches Museum Berlin, DuMont Literatur und Kunst Verlag, o. J., S. 63f.
4 Der Name eines Mädchens wird anlässlich des ersten Schabbat-Gottesdienstes nach der Geburt der Gemeinde verkündet.
5 Johannes Heidler, Christian Roehl – Gedenkworte am 4. Mai 2013, Manuskript
6 Thomas Kumlehn, Presseinformation / Nachruf, Manuskript
7 ebd.
8 Zur Geschichte der Metallkunst seit der Antike gibt das Internet zahlreiche Hinweise.
9 Karl Foerster, 1874 – 1970: Schriftsteller, Staudenzüchter, Gartenarchitekt und Gartenphilosoph. Das Kunstwerk auf der Potsdamer Freundschaftsinsel wurde anlässlich des 100. Geburtstages von Karl Foerster der Öffentlichkeit übergeben.

Neuerscheinung im Frühjahr 2015
Vom Innehalten der Plastik im Raum. Christian Roehl (1940 – 2013) Metallgestalter Stahlbildhauer Kunstschmied. Werke
hrsg. von Alice Bahra und dem Potsdamer Kunstverein e.V., ca. 160 S., 35 Euro
mit Beiträgen von Alice Bahra und Thomas Kumlehn, Christof Baier, Andreas Hüneke, Norbert Hummelt, Jan Maruhn, Cornelia Wieg

↓ Christian Roehl, Haltung, Schmiede Stahnsdorf, 1994

KAPITEL I

Anstöße aus der biblischen Tradition

Predigt in Erinnerung an den Beginn des Ersten Weltkrieges

Christian Staffa

Der Friede unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen

Liebe Gemeinde, ich grüße Sie herzlich zu dieser Predigt in Erinnerung an den Beginn des Ersten Weltkrieges, in der ich den altneuen Fragen nachspüre: Mensch wo bist du? Wo ist dein Bruder?

Vor knapp 100 Jahren predigt der Oberhofprediger Ernst Dryander im Berliner Dom: »Wir ziehen in den Kampf für unsere Kultur – gegen die Unkultur. Für die deutsche Gesittung – gegen die Barbarei. Für die freie, an Gott gebundene Persönlichkeit – wider die Instinkte der ungeordneten Massen. Und Gott wird mit unseren gerechten Waffen sein.« (3.8.1914)

In Gottes Namen, was tut er da? Entsetzt stammeln wir die Fragen dem Oberhofprediger entgegen:

Wo bist du, Mensch, was ist mit deinen Geschwistern auf der anderen Rheinseite? Was hätte er wohl geantwortet? Vielleicht hätte er gesagt: »Denkt an Ernst Moritz Arndt und seinen Satz vor wiederum 100 Jahren: Ich will den Hass gegen die Franzosen, nicht nur jetzt, sondern für immer. Dieser Hass glühe als Religion des deutschen Volkes!«[1] Arndt ist unsere gute deutsche christliche Tradition, die ich etwas gesitteter vortrug.«

Kein Bruder und kein Mensch?!

Vielleicht antwortet er auch so wie die 93 Professoren im Oktober desselben Jahres, als der Krieg weiter von Begeisterung der breiten Massen getragen voranschreitet:

»Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutz ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertelang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins.«[2]

So spricht die männliche intellektuelle Elite des Landes, darunter die bekannten Theologen Adolf von Harnack, Friedrich Naumann und der Künstler Max Liebermann, der später nicht so viel essen kann wie er auf unnatürlichem Weg wieder loswerden möchte angesichts der Soldateska jener weitergeführten

Linie eines gnadenlosen deutschen Sendungs- und Opferbewusstseins aus dem noch viel grausamere Tat erwächst.

Und auch die französische Seite sah den Krieg als Kulturkampf, als clash of civilisations, Kampf der Kulturen, noch bevor Herr Huntington überhaupt geboren war.

»Ja gegen den Vandalen zieht Frankreich wieder sein Schwert, der selbst nach 15 Jahrhunderten zivilisatorischen Fortschritts der gleiche geblieben ist. Es handelt sich erneut um den heftigen Zusammenstoß zwischen der Barbarei und der Zivilisation, um den Kampf zwischen Licht und Finsternis.«[3]

Wie ähnlich sind die Worte! Beide Seiten sehen sich auf der Seite der Kultur gegen die Barbarei und führen einen unvermeidlichen Krieg zwischen Gut und Böse. Das heißt nicht, dass sich die Schuldfrage auflöst, wie neuerdings so gerne behauptet wird. Doch wie immer wir sie beantworten, beider Zivilisation und Kultur landete im Schützengraben und versank in kriegerischem Elend und dem ersten millionenfachen Sterben auf dem Schlachtfeld, das in verblendeter Verkennung auch Feld der Ehre genannt wurde.

Mensch, wo bist du?

Nun ist das 100 Jahre her und gerade im deutsch-französischen Verhältnis hat sich doch so unendlich viel zum Guten getan, wie auch in den europäischen Kirchen. Das romantische christlich aufgeladene Bild des Mannes, der mit Gott in den Krieg zieht, ist in weiten Teilen Europas Vergangenheit und spielt kaum eine Rolle mehr. Aber leider ist die Erfahrung von Gewalt nicht verschwunden. Wir erfahren es täglich beim bangen Blick in die Zeitung. Unsere Beteiligung daran hat sich ganz sicher verändert, aber erledigt?

Die Frage nach dem Umgang mit eigener und fremder Gewalt ist eine wichtige, vielleicht *die* biblische Frage. Sie begleitet uns von Anfang an und die nach dem Bruder, nach den Geschwistern ist Gottes bohrende Frage, seitdem es Geschichte gibt. Deshalb lassen wir uns zu Recht noch viel ältere Geschichten als die vom Ersten Weltkrieg erzählen, um etwas für das Heute, über Gott und die Welt und uns zu lernen. Schon aus diesem Grund ist es für uns Christen keine Option, von unserer geschichtlichen Erfahrung der Ab- und selten genug Zuwendung zum Bruder, zur Schwester nichts mehr wissen zu wollen.

Der Grundauftrag, von dem die Schöpfungsgeschichte erzählt, lautet in einer Kurzfassung:

Bauet und bewahret, behütet. Ein Gleichgewicht von bearbeiten, aufbauen, verändern und behüten, achtsamem und lebensförderndem Schutz geben.

Doch nach der Vertreibung aus dem Paradies gerät dieses Gleichgewicht aus den Fugen, das Bearbeiten wird hart, die Achtsamkeit weicht der Gewalt.

Vermutlich ist die Geschichte vom Brudermord eine der bekanntesten Geschichten der Bibel, vielleicht wegen des Charakters einer menschlichen Grunderfahrung in der großen Geschichte wie in der kleinen Familie.

Eva und Adam bekommen zwei Söhne, der eine heißt Kain, übersetzt Lanze, der andere Abel, was Hauch bedeutet.

3 Nach einiger Zeit brachte Kain von den Früchten des Ackers Adonaj eine Opfergabe dar.
4 Daraufhin brachte auch Abel etwas von den Erstgeburten seiner Herde und von ihren Fettstücken dar. Adonaj beachtete Abel und seine Opfergabe,
5 Kain aber und seine Opfergabe beachtete er nicht. Das ließ Kain aufs Äußerste entflammen, seine Gesichtszüge entglitten. Ist es nicht so: Wenn dir Gutes gelingt, schaust du stolz; wenn dir aber nichts Gutes gelingt, lauert die Sünde an der Tür. Auf dich richtet sich ihr Verlangen, doch du – du musst sie beherrschen.
8 Da wollte Kain seinem Bruder Abel etwas sagen – doch als sie auf dem Feld waren, erhob sich Kain gegen seinen Bruder Abel und tötete ihn.
9 Adonaj sagte zu Kain: »Wo ist Abel, dein Bruder?« Der sagte: »Das weiß ich nicht. Bin ich etwa Bewahrer meines Bruders?«
10 Daraufhin: »Was hast du getan? Laut schreit das Blut deines Bruders zu mir vom Acker her.«

Warum, so frage ich mich, nimmt Gott Kains Opfer nicht an, warum hindert er ihn nicht am Mord, ja, eben warum kann er nicht einfach das Opfer Kains annehmen? In der Regel steht nun in Textmeditationen, »das kennen wir alle, so ist das Leben, der eine kriegts, der andere nicht. Das ist eine Kränkung, mit der wir zu leben lernen haben.« Dabei übersehen diese Stimmen, dass Gott sich hier auf die Seite des Schwächeren stellt. Er nimmt das Opfer des Zweitgeborenen an, er nimmt nicht das Opfer des Lanzen-Mannes, sondern des Hauches an. Könnte das ein bisschen das Gegenteil von unserer täglichen und / oder historischen Erfahrung sein? Dieses Handeln Gottes ist Parteinahme für einen Schwachen. Zudem versucht er, versucht sie – wir wollen uns im Geschlechterbild ja nicht so festlegen,... kein Bildnis zu machen, – er/sie versucht, Kain auf seinen Zorn hin anzusprechen, ihn zu warnen vor seinen eigenen Abgründen. Die Sünde steht an deiner Tür, du musst sie beherrschen!

Mehr geht nach der Vertreibung aus dem Paradies nicht. Denn nun ist der Mensch auf Erden frei, Gutes und Böses zu erkennen und auch zu tun. Weisung,

Anstoß zur Selbstreflexion, Hinweise auf die drohende Handlungsmöglichkeit zum Bösen, ja das passiert. Ohne Folge. Oder vielleicht hören wir doch noch einen Versuch Kains, den er aber abbricht: Da wollte Kain dem Bruder etwas sagen... doch als sie auf dem Feld waren, übermannt ihn sein Zorn erneut – wohl im wahrsten Sinne des Wortes – ganz Lanze, ganz klassisch Mann zerstört er den Hauch.

Da wollte Kain dem Bruder noch etwas sagen...! Wo gesprochen wird, wird nicht geschossen! Schon in dieser frühen Zeit eine Einsicht, die wir in der Moderne teilen. Hätte er doch geredet, der Kainsmann, vielleicht wäre er ein anderer geworden.

Wo bist du Mensch? Wo ist dein Bruder Abel?

Zu Weltmeisterschaftszeiten stelle ich mir die Bewegung von Kain so vor, wie die von Fußballern, die gerade ein Foul begangen haben und, egal wie hart es war, schütteln sie den Kopf, zucken mit den Schultern und wackeln mit dem Zeigefinger. Ich, nein, das war ich nicht. Kann er nicht besser aufpassen oder ...?

Soll ich denn meinen Bruder bewahren? Kain weist den Schöpfungsauftrag zurück. Aber ist nicht neben der Abwehr von Gottes Anspruch auf Bewahrung des Anderen auch ein Stück Verzweiflung zu hören, die sich später noch einmal zeigt, wenn er sagt, dass die Schuld zu groß sei, als dass er sie tragen könne? Vielleicht lauten die mitschwingenden Sätze des Mörders Kain so: Was machst denn du, Gott, solltest *du* nicht der Menschen Bewahrer sein, mich davor bewahren zu töten, Abel behüten? Was ist mit deiner Verantwortung, du Gott des Lebens und der Gerechtigkeit?

Gott antwortet nicht auf diese Frage, sondern gibt zurück: Was hast *du* getan? Das Blut deines Bruders schreit zu mir! So ist eindeutig, dass Kains spontaner Versuch die Verantwortung abzulehnen, nicht aufgeht. Aber doch fasziniert mich die mitten in diesem so eindeutig schuldhaften Zusammenhang angedeutete Möglichkeit, dass wir Gott in die Verantwortung rufen können, ohne unsere zu leugnen. Das ist doch der Sinn des Anrufens, dass er endlich ein Ende machen soll mit Gewalt und Krieg. Ja wir können, dürfen, sollen Gott auch behaften bei seinem Wort, dass er Gerechtigkeit und Leben will und nicht Mord und Totschlag. Indem wir ihn anrufen, lehnen wir Verantwortung nicht ab, sondern sehen realistisch unsere Verfehlung und bescheidenen Möglichkeiten, wir spüren das Seufzen der ganzen Schöpfung und behalten die Vision des Mehr, des gerechten Friedens, im Anruf Gottes. Im Beharren auf Gottes Teil der Verantwortung lebt die Sehnsucht nach umfassendem Frieden und auch die Hoffnung darauf, lebt konkrete Utopie.

So können wir Kains Satz verstehen und vielleicht auch Gottes Antwort, die Kain in die Verantwortung nimmt, leben lässt und ihm das Kainsmal mitgibt, das ihn schützt, aber ihn – wie auch die Welt – daran erinnert, wer er sei und was er getan hat.

Ist das der Mensch?

Der mit dem Kainsmal Gezeichnete lässt sich nieder im Lande Nod, was Unruhe heisst. Er bleibt unruhig und wird zum Erfinder der Stadt. Die Gewalt ist gezeichnet und bezeichnet. Auf ihr liegt kein Segen und doch ist sie Begleiter von nun an bis heute und wir sehen nicht recht, wann und wie sie aufhört, wir aufhören werden.

Wo bist du, Mensch?

Wunderbar zu wissen – und ohne das wäre es so unendlich viel schwerer Christ zu sein, – dass es Christenmenschen gab wie Karl Barth, der voller Entsetzen auf den Aufruf der 93 reagierte: Der Ausbruch des 1. Weltkriegs »bedeutete für mich konkret ein doppeltes Irrewerden: einmal an der Lehre meiner sämtlichen theologischen Meister in Deutschland, die mir durch das, was ich als ihr Versagen gegenüber der Kriegsideologie empfand, rettungslos kompromittiert erschien.« Das andere Irrewerden betraf die sozialistischen Parteien, denen er mehr zugetraut hatte als den Kirchen...[4]

Auch wunderbar, dass sich mit den ehemaligen sogenannten Erbfeinden eine neue Zukunft entwickelte auf der Grundlage von neuem Vertrauen wie Charles de Gaulle beschreibt: »Ich beglückwünsche Sie ferner, junge Deutsche zu sein, das heißt Kinder eines großen Volkes. Jawohl – eines großen Volkes – das manchmal im Laufe seiner Geschichte große Fehler begangen und viel verwerfliches Unglück verursacht hat.«[5]

Das ist im wahrsten Sinne wunderbar, eben ein Wunder. Es ist zusammen mit der Überwindung der Teilung Europas kaum zu fassen, kaum zu glauben. Doch die Gewalt in der Welt nahm kein Ende.

Und genau deshalb brauchen wir die Geschichte von Kain und Abel, brauchen wir den Blick in unsere Gewaltgeschichte, damit wir unserem Frieden durch achtsames Schauen die Gewalt ansehen. Dass wir nicht erneut uns einigeln, stilisieren als Zivilisation gegen die Barbarei, als schöngeredetes Konstrukt des christlich-jüdischen Abendlandes gegen den Rest der Welt, nur uns sehen, die Festung Europa. Deshalb ist die Erinnerung an unsere historische Schuld nicht, wie der Bundespräsident polemisch zuspitzt, weltabgewandt und

bequem. Sie ist im Gegenteil die weltzugewandte und sehr unbequeme Realisierung der Fragen: Wo bist du Mensch, wo sind deine Geschwister?

Vielleicht ist ein Kainsmal auf unserer Stirn nicht die schlechteste Erinnerung an diese jeweilig unterschiedliche gewaltförmige Vergangenheit. Es wäre aber auch ein Verweis auf gegenwärtige Gewalt an unseren Geschwistern in der Welt, die unser Tun lange vor irgendwelchen militärischen Interventionen verlangt und mündete in unserem Gebetsruf an Gott, dass er oder sie der Gewalt ein Ende mache.

Umkehr zu Gott und Hinkehr zum Nächsten in der Kraft des Todes und der Auferstehung Jesu Christi ist das, was unserem Volk und inmitten unseres Volkes vor allem uns Christen selbst Not tut.

Diese Not gibt es noch, seit Kain und Abel, also ewig und das heißt immer wieder neu. Gib uns den Mut und die Kraft und auch die Zuversicht diese Frage auch heute wieder neu zu hören.

Vielleicht könnten wir dann mit diesen Fragen im Herzen zaghaft und ein klein bisschen beherzt antworten. Hier bin ich! Hier sind wir!

So lasst uns in aller Demut und doch getrost Gott zurufen: Schließ zu die Jammerpforten und lass an allen Orten auf so viel Blutvergießen die Freudenströme fließen.

Gott sei uns gnädig, Amen.

---

1 Arndt, Ernst Moritz: »Über den Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache«, 1813.
2 93 Unterzeichnende: Manifest vom 4. Oktober 1914
3 Erziehungsminister Albert Sarrault anlässlich des Schulbeginns am 2. Oktober 1914
4 www.heiligenlexikon.de/BiographienK/Karl_Barth.html
5 Ludwigsburg 1962

Geschichten von der Schönheit, dem Glanz und der Rettung des Lebens

Aus einem Gespräch zwischen Fulbert Steffensky und Frigga Haug auf dem Stuttgarter Kirchentag 1999[1]

Steffensky: Die Wahrheit ist ein Gespräch, an dem viele Stimmen beteiligt sind. Eine Stimme sind die Geschichten der Rettung und der Würde in jenem alten Buch, eine andere Stimme sind die Geschichten der Rettung und des Ruins in unserer eigenen Gegenwart. Die Gegenwart neigt dazu, sich einzigartig zu geben; als nicht zu hinterfragen und als nicht zu kritisieren. Ich bin, die ich bin, sagt sie, und eine andere als mich kannst und sollst du nicht denken. Aber da sind die Erinnerungen des alten Buches: Da hat doch schon einmal die List der Frauen gegen die Macht eines Pharaos gesiegt. Da wurde doch schon einmal Leben gerettet, das zum Untergang bestimmt war. Da waren doch schon einmal Fremde in einem Land, die der geplanten Ausrottung entkommen sind.

Die Hoffnung nährt sich von der Erinnerung, und man muss viel wissen, um der Hoffnungslosigkeit zu entkommen. Die Erinnerung an die Geschichten des Entrinnens und des Widerstands nimmt der korrupten Gegenwart die Einzigartigkeit. Wenn wir uns die Geschichte von der Angst und der Brutalität des Pharaos erzählen, von der List der Frauen, von der Rettung der Kinder, hören wir ständig eine zweite Stimme: Dies soll nicht sein, dass Menschen dem Machtkalkül geopfert werden; es soll nicht sein, dass Menschen zur Ausrottung bestimmt sind, nur weil sie dem eigenen Stamm nicht angehören. Wir hören eine zweite Stimme: Dies kann sein, dass die List die Macht überwindet. Es kann sein, dass die Solidarität der Geknechteten die Macht zum Einsturz bringt.

Wir machen diese Bibelarbeit zu zweit: Frigga Haug und ich. Frigga Haug ist keine Christin. Sie erinnert an die Leiden; an den Sturz der Tyrannen und an die Listen, die heute möglich sind. Wir balancieren miteinander an der Grenze der christlichen Tradition; sie draußen, ich drinnen.

Die Geschichte Israels war immer eine Geschichte zwischen wechselnden Großmächten, zwischen der Macht der Ägypter und zwischen den großen Reichen im Norden, Syrien und Babylonien. Man erzählt sich solche Geschichten, wenn man sie braucht; wenn also das Volk selber bedroht oder in Gefangenschaft ist, auch, wenn Israel in Gefahr ist, selber Großmacht zu werden. Das Volk legt sich eine Rettungsgeschichte zu, indem es sie erzählt. Es sagt, wer es sein will, indem es sich eine Herkunftsgeschichte erzählt.

Ägypten war ein Reich von großer militärischer und wirtschaftlicher Macht. Auf Steinreliefs aus dem alten Ägypten sieht man ausgehungerte Beduinen, die aus dem Sinai in das fruchtbare Nildelta geflohen sind. Man weiß aus außerbiblischen Quellen von solchen Hungerflüchtlingen, die in Ziegeleien für die Prachtbauten der Pharaonen Ziegel formten und brannten. Solche Hungerflüchtlinge bezeichneten die Ägypter oft als Hebräer.

[An dieser Stelle ist es gut, die Überlieferung im 2. Buch Mose, Kapitel 1.1 bis 2.10 zu lesen!]

Ich wende mich zunächst dem König zu. Er wird als Gott angebetet, und er ist die Summe aller Macht in jenem Land. Was mich an ihm interessiert, ist das Wahnhafte, das Paranoische der Macht. Er gerät unter Sicherungszwänge, seine Ängste nehmen schon alle Möglichkeiten der Gefährdung seiner Macht voraus: Was, wenn die Israeliten noch mehr werden? Was, wenn ein Krieg ausbricht? Was, wenn sie sich zu unseren Feinden schlagen und gegen uns kämpfen? Und er gerät unter Verteidigungszwänge, längst ehe etwas gegen ihn geplant wird. Es gibt die Angst der großen Machtsysteme vor den Feinden, den inneren und den äußeren, und es gibt die großen Vorwegnahmen und Vorwegdenkungen der Gefahren, gegen die man sich schützen muss, die großen Verrenkungen des Geistes, in denen man die eigene Aufrüstung und die Vernichtung der Gegner einleuchtend macht. Natürlich werden alle Tyrannen dies Selbstverteidigung nennen. Das Wort Verteidigung ist eines der größten Verschleierungswörter. Übrigens spielen die Systeme nicht nur Verteidigung. Sie glauben daran, dass sie nichts anderes tun als sich selbst zu verteidigen, und sie glauben an die Notwendigkeit der Verteidigung. Diese verrückt gewordene Logik bedient sich vor allem der Sprache. Raoul Hilberg berichtet, dass er bei der Durchsicht zehntausender Nazidokumente nicht ein einzigs Mal auf das Wort »töten« gestoßen sei. Schließlich hat er den Ausdruck doch noch entdeckt: in einer Verordnung über den Umgang mit Hunden.

Wie lernt man das Misstrauen? Wie lernt man den Unglauben? Wir Christen begnügen uns meistens mit der Frage: Wie lernt man Glauben? Aber der Unglaube war oft eine lebensrettende Tugend.

Haug: *Diese Geschichte vom kleinen Moses als eine Rettungs- und Verschwörungsgeschichte ist ja auf vielfache Weise ungeheuer lehrreich. Schnell zeigt sich: Die wahren Akteure der Erzählung sind die Frauen. Der König fordert, nachdem er gelernt hat, dass Ausbeutung und erhöhter Arbeitszwang nicht die Lebendigkeit des Volkes und seine Vermehrung aufhalten können, die Hebammen auf, die dem Leben ins Dasein verhelfen, den geschlechtsspezifischen Tötungsdienst zu begehen. Es ist gut, an dieser Stelle den Text genau anzusehen. Der König kann auf Gehorsam rechnen, aus Furcht dieser Hebammen vor ihm, kurz aus Feigheit, aus*

Subalternität, aus Untertanenmentalität – die ganze Geschichte und unsere tägliche Erinnerung kennt solche Erzählungen fast ausschließlich. Und tatsächlich spricht der Text erwartungsgemäß von ihrer Furcht. Doch sofort wandelt sich der Inhalt und mit ihm die Bedeutung von Furcht ins Gegenteil: »Doch die Hebammen fürchteten Gott und taten nicht, wie der König von Ägypten zu ihnen geredet hatte, sondern ließen die Neugeborenen leben.«

Furcht wird zu einer Haltung, die sich mit dem Leben verbindet und bringt auf der anderen Seite Ungehorsam und Widerstand gegen die Oberen hervor. Auch der Gehorsam zeigt eine doppelte Gestalt, je nachdem ob er dem Leben dient oder dem König, der sich mit solchen Befehlen als falscher Herr beweist. Den Wendungen in Gehorsam und Furcht folgt eine weitere Eigentümlichkeit: Der König fragt die Hebammen nach ihren Gründen. »Warum habt ihr das getan und lasst die Neugeborenen leben?« Und sie antworteten: »Ja – nicht wie die ägyptischen Frauen sind die Hebräerinnen, die sind ja so lebendig, ehe die Hebamme zu ihnen kommt, haben sie schon geboren.« Das heißt aber, sie antworten gar nicht auf die gestellte Frage nach den Motiven, sondern schieben ein anderes Subjekt ein: Nicht sie sind die Ursache, sondern die hebräischen Frauen, denn sie sind »kräftige« Weiber, wie es in der Lutherbibel heißt. Selbstbestimmt bringen sie das Leben auf die Welt. Und wieder wird das Subjekt gewechselt. Gott belohnt nicht zugleich die hebräischen Frauen, sondern wiederum die Hebammen, und »ließ es den Hebammen gut gehen«.

Das Erstaunliche an der altbekannten Erzählung ist die fast schmerzhafte Aktualität. Geradlinig verfolgen die ganz unterschiedlichen Frauen der Geschichte den Schutz des Lebens gegen die Logik, die Stimme, die Politik des Todes. Diese letztere wird vorgeführt als verbunden mit ausbeuterischer Ökonomie, Sklavenarbeit, mit Macht und Männern und Krieg, mit dem weltlichen Herrschaftsgebäude. Die Frauen, die mehr und mehr das Geschehen bestimmen, zeigen sich dagegen verbunden mit dem Volk und seiner Reproduktion, also mit Zukunft.

Die Wahnsinnslogik des Pharao, der für den Fall, es könne ein Krieg ausbrechen und die Hebräer könnten sich mit den Feinden verbinden, weshalb man ihnen rechtzeitig antut, was sie einem antun könnten, weshalb sie rechtzeitig in ihrem Lebensnerv getroffen werden müssen, zeigt sich in der Erzählung. Es ist die gleiche Logik, die fortdauert, indem sie produziert, was sie angeblich abwenden will. Wir sollen glauben, es sei im Namen der Menschlichkeit zu morden, die Lebensgrundlagen auf Jahrzehnte und länger zu vernichten, die Frühjahrsbestellung durch Bomben zu verhindern, die Ernte so gar nicht erst möglich zu machen. Das patriarchale System ist selbstzerstörerisch: Das Töten, um nicht getötet zu werden, gehört dieser Logik an. Dass das möglich ist und nicht ein einziger Aufschrei durch die Welt geht, wird nur möglich, wenn man die Erinnerung mittötet, das Vergessen zur Tugend erhebt und im übrigen gegen alle gleichgültig als einzelner versucht davonzukommen.

Steffensky: Die Hebammen setzen ihre Gottesfurcht gegen ihre Königsfurcht, ließen die Kinder leben. Die leibliche Mutter verpicht mit ihrer letzten Hoffnung das Binsenkörbchen und erwartet, dass es in die Freiheit schwimmt. Die

Pharaonentochter begeht Klassenverrat und wechselt auf die Seite des Mitleids. Mirjam unterschiebt der Königstochter die leibliche Mutter als Amme. Wir sehen die Sache von ihrem guten Ausgang her... Mose wird gerettet, er führt das Volk durch das Meer und durch die Wüsten in die Freiheit. Von diesem Ende her erscheint, was die Frauen getan haben, selbstverständlich und fast mühelos. Was bedeutet schon ihr Einsatz angesichts jenes Freiheitsergebnisses? Aber davon wussten die Frauen nichts. Sie wussten voneinander nichts: Die Hebammen nichts von der Mutter, die Königstochter nichts von den Hebammen. Jede dieser Frauen tat ihren gefährlichen Schritt ohne die Garantie des Gelingens. Verständlich wäre es gewesen, wenn Pua und Schifra – ihr Name sei genannt! – sich gesagt hätten: Wenn wir die Kinder nicht umbringen, dann tun es andere. Und am verständlichsten wäre es gewesen, wenn die Königstochter im eigenen Lager geblieben wäre und sich nicht vom Mitleid zum Gesetzesbruch hätte verführen lassen. Die Frauen riskierten viel mit wenig Aussicht auf Gelingen. Hoffen heißt also nicht eine begründete Prognose des Gelingens haben. Die Frauen setzen sich nicht hin und berechnen die Gründe für das Gelingen ihres Handelns. Sie handeln.

Ich sage das gegen die Resignation in unserem Lande. Ich werde immer ganz nervös, wenn einer das Unrecht, den Verfall und die Bosheit unserer Gesellschaft so geschickt montiert, dass man in ihr nicht mehr arbeiten kann. Wer das macht, ist ein fauler Hund. Er dispensiert sich schon in der Beschreibung von jeder Mitarbeit. Eine andere Eigenart der Resignation ist, eine Gelingensgarantie vor jeder Handlung zu verlangen. Die Hebammen dagegen fangen an. Sie sind nicht buchhalterisch und berechnen die Erfolge. Sie haben Mitleid. Schifra, der Name der einen, und Pua, der Name der anderen, bedeuten übrigens Schönheit und Glanz. Ihre Art von Selbstverschwendung, ihre Augen ohne Kalkül und ihre Handlungen ohne Berechnungen – wie kann man sie anders nennen als mit dem Namen Schönheit und Glanz. Sie hatten weniger Angst vor dem Tod als vor dem falschen Leben. Wenn das keine Schönheit ist!

Ich glaube, dass kirchliche und linke Gruppen eine gemeinsame Krankheit haben: dass sie zu früh Moral wollen, dass sie zu früh »Avanti Popolo!« sagen; dass sie es versäumen, sich zu ernähren von den Geschichten der Schönheit und des Lebensreichtums.

Quelle: Deutscher Evangelischer Kirchentag Stuttgart 1999, Dokumente, hrsg. v. Konrad von Bonin und Anne Gidion, Gütersloh 1999, S. 260 – 271

1 redaktionell bearbeitet von Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt

Wann kommt das Reich Gottes? Lukas 17,20-30 Predigtmeditation – Predigt – Liturgievorschlag

Zum Drittletzten Sonntag des Kirchenjahres vom 10. November 2013

Matthias Loerbroks

1. Der Text

Jesus wird von Pharisäern befragt, wann das Reich Gottes komme. Es liegt nahe, diese Frage an Jesus zu richten. Er beginnt zwar im Lukasevangelium sein öffentliches Auftreten, anders als bei Matthäus und Markus, nicht mit der Ankündigung, das Reich Gottes sei nahe herbeigekommen. Aber auch bei Lukas redet er vom Reich Gottes, verkündet das Evangelium vom Reich Gottes und lehrt seine Jünger, das Kommen des Reichs zu erbitten. Es ist also Jesus selbst, der die Frage weckt, wann es denn kommt, unabhängig davon, ob diese Frage hier sehnsüchtig verlangend oder skeptisch prüfend gestellt wird.

Die Antwort Jesu beginnt mit zwei Verneinungen: Nicht kommt das Reich Gottes – *meta parateresеos. Parateresis,* (genaue) Beobachtung, kommt nur an dieser Stelle vor, doch das zugrundeliegende Verb *paraterein* findet sich bei Lukas drei mal, 6,7;14,1;20,20, und alle drei Situationen, in denen da scharf und genau beobachtet wird, zeigen einen extrem kritischen Blick, so dass *paraterein* wie ein Fehler suchendes Auflauern klingt. Ähnlich ist es mit den wenigen Stellen, an denen das Wort in der LXX vorkommt: im Psalm 36 (37), 12 ist es ein Sünder, der den Gerechten scharf beobachtet oder ihm auflauert, im Psalm 129 (130),1 wird umgekehrt befürchtet, Gott könne unsere Sünden allzu scharf beobachten. In Daniel 6 haben Leute dem Daniel geradezu eine Falle gestellt und lauern nun darauf, dass er hineintappt. Und dann fällt das Wort noch dreimal da, wo die badende Susanna heimlich beobachtet wird. Das zeigt, dass wir es bei der Antwort Jesu nicht mit dem Gegensatz äußerlich – innerlich zu tun haben (Luther: nicht mit äußerlichen Gebärden, sondern inwendig in euch) – gegen eine solche Deutung spricht ohnehin, dass dieser Gegensatz zum Arsenal christlich-antijüdischer Typologien gehört. Nicht um die Art und Weise des Kommens und damit überhaupt des Reichs Gottes geht es, sondern um die Art und Weise seiner Wahrnehmung. Die aufgezeigte Konnotation des Wortes *parateresis* legt es nahe zu paraphrasieren: Das Reich Gottes kommt nicht so, dass es kritisch-skeptischen Beobachtern zugänglich wäre, dass man seiner durch Auflauern gewahr würde.

Die zweite Negation ist mithilfe des biblischen Schlüsselworts siehe! (*idou*, hebr. *hine*) mit der Position verknüpft: Auch wird man nicht sagen: Siehe! Hier!

Oder: Dort! Denn, siehe! Das Reich Gottes ist mitten unter euch. Dieses siehe! ist in der Bibel ein Aufmerksamkeitserreger, der anzeigt: Hier geschieht ein überraschender Eingriff Gottes selbst. Diese enge Verknüpfung ist auffällig: Zunächst wird bestritten, dass das Reich Gottes sich für einige so bemerkbar machen könnte, dass sie daraufhin anderen gegenüber zu diesem biblischen Ausrufungszeichen greifen könnten – man wird nicht sagen: Siehe! Hier! –, und dann ist es Jesus selbst, der das tut, der selbst siehe! Hier! Sagt: Siehe! Das Reich Gottes ist mitten unter euch. Diese doppelte, negative und positive Verwendung von *idou* scheint anzudeuten, dass sich diese Markierung nicht eignet für Ereignisse, die ohnehin spektakulär sind und die darum und daraufhin durch dieses Wort zu Eingriffen Gottes erklärt werden sollen, sondern gerade umgekehrt: Dieses *idou* soll Ereignisse hervorheben und als besondere Aktion Gottes qualifizieren, die von sich aus und für skeptische Beobachter nichts Auffälliges haben.

Die Antwort Jesu auf die Frage, wann das Reich Gottes komme, heißt demnach: Es kommt nicht, es ist schon da *entos hymon* – es ist nur eine Frage der Wahrnehmungsfähigkeit, es zu bemerken. Darum: Siehe!

Was aber ist gemeint mit »unter euch«? Was ist das Ereignis, das unspektakulär unter den Pharisäern geschieht, auf das Jesus mit seinem Hinweis aufmerksam macht? Ich sehe zwei Möglichkeiten: In der unscheinbaren pharisäischen und rabbinischen halachischen Praxis, den Feiertag wie auch den Alltag zu heiligen, in ihrer Beschäftigung mit der Tora um ihrer selbst willen ist das Reich, das Regieren, die neue Welt Gottes mitten in der alten schon da und wirksam. Darum brauchen sie weder Ausschau zu halten noch zu lauern nach spektakulären Ereignissen, durch die diese neue Welt einbricht in die alte. Sie gehören zu den Gerechten, die der Umkehr, zu den Gesunden, die des Arztes nicht bedürfen. Für diese Deutung spricht das generell freundliche Verhältnis zwischen Jesus und Pharisäern im Lukasevangelium wie auch die Selbstverständlichkeit, mit der da die Tora getan wird.

Die andere Verstehensmöglichkeit: In Jesus als Person und in seiner Praxis ist das Reich Gottes schon da *entos hymon*. Jesus in Person ist das, was später Origenes als *atobasilea* bezeichnet. Diese Deutung nimmt die bisherige Wirksamkeit Jesu auf, von der Proklamation in Nazareth – heute ist dieses Wort erfüllt vor euren Ohren – bis zur Heilung der zehn Aussätzigen, von der gerade die Rede war, von denen einer, und zwar ein Fremder, Gott die Ehre gibt, im Wirken Jesu also Gott am Werke sieht.

Die zweite Szene ist durch die Wiederaufnahme des Siehe! Hier! Siehe! Dort! mit der ersten verbunden, in manchem aber auch von ihr unterschieden. Die Adressaten der Rede Jesu sind jetzt nicht Pharisäer, sondern die Jünger, und es

geht nicht um das Kommen des Reichs Gottes, sondern um den Tag und die Tage des Menschensohns – auch diese Formulierung nennt Endzeitliches. Gerade die Formulierung Menschensohn verbindet die beiden möglichen Deutungen des *entos hymon*. Sie geht auf eine Vision in Daniel 7 zurück. Da werden vier Weltreiche, die bestialisch sind, raubtierartig, abgelöst durch das Regime eines, der aussieht wie eines Menschen Sohn: eine Weltherrschaft mit menschlichem Angesicht (vv. 13f.). Und dieser Menschensohn ist (v. 27) die Personifizierung, die Verkörperung des Volks der Heiligen des Höchsten, Israels: Wenn Jesus in den Formulierungen vom Menschensohn von sich selbst redet, dann von sich als Repräsentanten seines Volkes.

Den Tagen des Menschensohns werden zunächst andere Tage gegenübergestellt: Es werden Tage kommen, da ihr euch danach sehnen werdet, einen der Tage des Menschensohns zu sehen, und ihr werdet nichts erblicken. Das scheinen schwere, harte Tage zu sein, Tage der Drangsal, der Bedrückung, des Leids, in denen diese Sehnsucht bei den Jüngern aufkommt. Und in diesen Tagen werden sich nun doch Stimmen erheben, die sagen: Siehe! Dort! Siehe! Hier!, Stimmen, die auf Spektakuläres aufmerksam machen und dies als Erscheinungen des Menschensohns ausgeben. Doch das sind täuschende Aufrufe. Jesus rät seinen Jüngern, sie nicht zu befolgen: Geht nicht weg, jagt dem nicht nach. Denn das wirkliche Erscheinen des Menschensohns wird solcher Aufmerksamkeitserreger – siehe! – nicht bedürfen, sondern völlig eindeutig sein, evident: Wie ein Blitz bei seinem Aufblitzen von einem Ende der Erde bis zum anderen, weltweit also aufleuchtet, so der Menschensohn an seinem Tag. Doch vor dieser blitzartigen und weltweiten Evidenz geschieht dem Menschensohn etwas, was an die den Jüngern angekündigten Tage der vergeblichen Sehnsucht erinnert: Er muss viel leiden und von der jetzigen Generation verworfen werden.

Diese Rede an die Jünger ist chiastisch gebaut:

A Leiden der Jünger
  B Falschmeldungen vom Erscheinen des Menschensohns
  B´ Wirkliches Erscheinen des Menschensohns
A´ Leiden des Menschensohns

Während es sich beim mittleren Paar um eine Verdeutlichung durch Kontrast, einen antithetischen Parallelismus handelt, scheint das Rahmenpaar eine Entsprechung anzudeuten, einen Zusammenhang herzustellen zwischen dem Geschick und dem Leiden des Menschensohns und dem seiner Jünger: Tage, in denen die Jünger leiden, vergeblich sich sehnen nach sichtbarer Evidenz des Menschensohns – das sind Tage, in denen auch der Menschensohn leidet, verworfen wird.

Die zweimalige Abwehr des »Siehe! hier! siehe! dort!« legt es nahe, bei allen Unterschieden auch nach Gemeinsamkeiten zwischen der Antwort an die Pharisäer und der Rede an die Jünger zu suchen: Ob die Frage, wann das Reich Gottes komme, ein sehnsüchtiger Seufzer ist oder nicht, sie wird jedenfalls durch diese Nachbarschaft verglichen mit der bedrängten Situation der Jünger, die vergeblich einen der Tage des Menschensohns zu sehen begehren, und so auch mit dem Leiden des Menschensohns. Die Abwehr eines hektischen Hin- und Herlaufens – siehe! hier! – wird in beiden Szenen unterschiedlich motiviert: durch den Hinweis auf die unauffällige Anwesenheit des Reiches Gottes hier, dort durch die Ankündigung der Erscheinung des Menschensohns in so eindeutiger Weise, dass es irgendwelcher Geheimtipps oder der Deutung zeitgenössischer Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten nicht bedarf. Gemeinsam ist beiden der Aufruf zur Ruhe, zum Sich-nicht-aufscheuchen-lassen. Dies und die schon deutlich gewordene Nachbarschaft der beiden Szenen legt es nah, auch hier einen Zusammenhang zu suchen zwischen jenem unauffälligen »unter euch« und dieser blitzartigen Welterhellung: Das hartnäckig-unbeirrte Festhalten am Reich Gottes *entos hymon* macht unangefochten gegenüber selbstgemachten Apokalypsen, lässt Raum für die evidente Erscheinung des Menschensohns als wirkliche Enthüllung des zuvor Verborgenen. Umgekehrt kann die Aussicht auf ein weltweit eindeutiges Erscheinen des Menschensohns vom ständig Ausschauhalten nach Spektakulärem bewahren und so die Augen öffnen – siehe! – für die unscheinbare Anwesenheit des Reiches Gottes mitten unter uns.

Doch nun schließen sich zwei Beispiele an, die gerade vor verfehlter, weil ahnungsloser Ruhe warnen: Zwei klassische biblische Katastrophen- und Rettungsgeschichten, die Tage Noahs und die Tage Lots werden verglichen mit den Tagen des Menschensohns. Was wird da verglichen? Geht es um das Katastrophale, um die Plötzlichkeit, um die Rettung? Alltägliches Leben, Essen und Trinken, Heiraten, Kaufen und Verkaufen, Pflanzen und Bauen, das alles können gute Gaben Gottes sein, gehört nicht zu dem, was biblisch kritisiert oder denunziert wird. Problematisch, unangemessen, nicht an der Zeit wird dieses normale Weiterleben als wäre und als werde nichts geschehen erst durch den Kontrast zum Hineinkommen Noahs, zum Hinauskommen Lots und die darauf losbrechende Wasser- oder Feuerkatastrophe.

Sieht man sich die beiden Geschichten, auf die hier verwiesen wird, genauer an, stellt sich heraus, dass es bei beiden um Terror, um Gewalt geht:

Groß war die Bosheit des Menschen auf Erden, heißt es Gen 6,5, alles Bilden und Denken seines Herzens nur böse. Dieses Böse wird dann interpretiert durch das Wort *chamas*, Gewalt, Unterdrückung: Angefüllt mit Terror, mit Gewalt war

die Erde, heißt es zweimal (6,11.13). Dem entspricht in der Lotgeschichte das Stichwort Geschrei, *sa´aka, zaka*: Groß ist das Geschrei über Sodom und Gomorra (18,20) – kein empörtes Geschrei Entrüsteter, sondern das Klagegeschrei von Opfern. Die Stimme des Bluts deines Bruders schreit zu mir von der Erde (4,10), das Geschrei der Söhne Israels ist zu mir gekommen (Ex 3,9).

Der Vergleich zwischen den Tagen Noahs, den Tagen Lots und den Tagen des Menschensohns scheint zu bedeuten: Die große Mehrheit lebt ihr tägliches Leben, kümmert sich weder um Terror und Gewalt noch um das Klagegeschrei der Opfer, nur eine leidende Minderheit sehnt sich nach dem Reich Gottes, dem Tag des Menschensohns.

2. Entwurf einer Predigt über Lukas 17,20-30 für den 10. November 2003

Jesus weckt Erwartungen und Hoffnungen. Sein Auftreten, sein Reden und Tun sagte zwar seinen Hörern nicht völlig Neues, weckte aber lang gehegte, unter dem Druck der Unterdrücker fast zerbrochene Hoffnungen auf, holte fast Verschüttetes wieder hervor, eine nach Enttäuschungen und Niederlagen fast verloren gegebene Verheißung wird wieder aktuell, ein fast erloschenes Feuer neu entfacht. Und so weckt er nicht nur Hoffnungen, sondern auch Fragen, vor allem die Frage: wann? Diese Frage kann verzweifelt, gequält, empört, stoßseufzend gestellt werden – und das geschieht in der Bibel oft: ach, HERR, wie lange? Bis wann? Sie kann aber, von gebrannten Kindern, auch skeptisch gestellt werden, prüfend, distanziert beobachtend: ja, gewiss, aber wann?

Die Antwort Jesu beginnt mit zwei Verneinungen, zwei Abfuhren, die aber nur, wie sich dann herausstellt, die negative Kehrseite einer großen Zusage, einer leuchtenden Verheißung sind. Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man seiner durch skeptisch prüfende Beobachtung gewahr würde, sondern ist wahrnehmbar nur für Beteiligte, für Mittäter, Mitkämpfer. Die andere Verneinung: Erwartet nichts Sensationelles, Aufsehen erregendes. Das Reich Gottes kommt nicht so, dass Leute auf spektakuläre Ereignisse zeigen und rufen: Siehe, da ist es! Nein dort! Denn siehe! sagt Jesus nun selbst, nimmt damit ein Hinweiswort auf, mit dem die Bibel darauf aufmerksam macht, dass mitten in der Menschenwelt und -geschichte Gott eingreift: Siehe! Das Reich Gottes ist mitten unter euch. Diese Zusage erinnert an die Bedeutung des Namens des Gottes Israels: Ich bin da, mit euch, wie immer ich da sein werde. Es sind Pharisäer, denen Jesus diese Verheißung zusagt, Menschen also, die mit Ernst Juden sein wollen, die nicht nur Herr, Herr sagen, sondern versuchen, seinen Willen, die Tora zu tun, seine Wege zu gehen, über seiner Tora murmeln Tag und Nacht und in zahlreichen Einzelheiten es unternehmen,

nicht nur den Feiertag, sondern auch den Alltag zu heiligen. Ihnen sagt Jesus: Achtet sie nicht gering, eure ganz alltägliche Praxis, euer unauffälliges, unspektakuläres Tun und Lehren des Gebotenen. Es gibt Gerechte, die der Umkehr, es gibt – Gott sei Dank! – Gesunde, die des Arztes nicht bedürfen. Das Reich, das Regieren Gottes ist schon da: mitten unter euch.

Mitten unter uns haben sie gelebt und gewirkt, die Juden in Deutschland, in Europa, mitten unter uns Christen. Wir Christen haben aber im Leben und Überleben des jüdischen Volks nicht ein Zeichen der Treue Gottes gesehen, geschweige denn die Anwesenheit und Wirksamkeit Gottes und seines Reichs mitten unter uns. Im Gegenteil: Es war die christliche Kirche, die die falsche Lehre verbreitete, Gott habe sein Volk Israel verstoßen, seinen Bund mit dem jüdischen Volk aufgekündigt, ihn durch einen neuen Bund mit einem neuen Bundesvolk, nämlich: mit der Kirche, ersetzt. So hat die Kirche theologisch-theoretisch vom Ende Israels gesprochen, lange bevor die Nazis diese Rede wörtlich nahmen und den Massenmord an den europäischen Juden »Endlösung der Judenfrage« nannten. Die christliche Theologie hatte den Weg gebahnt, der nach Auschwitz führte.

Doch wie kam es zu dieser ungeheuren und folgenschweren Lehre von der Ablösung und Ersetzung Israels durch die Kirche? Sie wurde ja nicht damit begründet, dass es sich bei diesem Gott um einen untreuen und unzuverlässigen Bundesgenossen handelt, der mal einen Bund schließt und ewige Treue verheißt, ihn dann aber willkürlich wieder fallen lässt. Als Grund für ihre Behauptung nannte die Kirche vielmehr die Tatsache, dass die meisten Juden in Jesus nicht den lang erwarteten Messias Israels, den Christus, erkennen konnten und so nicht Christen wurden, sondern Juden blieben. Diese Begründung ist zwar nicht logisch, und eine Kirche, die ernsthaft lehrt, Gott habe sein Volk verstoßen, weil er von ihm enttäuscht war, sägt natürlich an dem Ast, auf dem sie sitzt, und doch verrät diese Begründung die Motive christlicher Judenfeindschaft: Dass ausgerechnet die Juden, das Volk, das Gott erwählt, ja geradezu geschaffen hatte, das ablehnten, was Christen zu Christen macht, ihr Christusbekenntnis, war eine schwere Kränkung. Und schlimmer noch: Sprachen die Juden nicht offen aus, was ganz heimlich und verborgen auch die Christen dachten, aber nicht zu denken wagten, dass nämlich seit und durch Jesus sich nichts wirklich grundlegend geändert hatte; dass weder von einer Befreiung Israels noch gar von einem weltweiten Friedensreich voller Gerechtigkeit die Rede sein konnte; dass es also angesichts der biblischen Verheißungen zumindest eine kühne Behauptung wäre, das Neue Testament berichte von ihrer Erfüllung? Hat Jesus nicht selbst die Erwartungen enttäuscht, die er geweckt hatte? Es ist viel leichter, das, was in mir ist, ich aber

nicht akzeptieren kann, in anderen zu bekämpfen, als es als eigenes wahrzunehmen. Und diese Technik, den Juden aufzuladen und in ihnen zu bekämpfen, was Christen an sich selbst nicht aushielten, führte dazu, dass im christlich geprägten Abendland nicht Christen dem leidenden Christus nachfolgten und ähnlich sahen, sondern, höchst unfreiwillig, die Juden, und sie litten unter den Christen. »Den Juden, mit dieser ihrer Schuld beladen, als Herrscher verhöhnt, schlagen sie ans Kreuz, endlos das Opfer wiederholend, an dessen Kraft sie nicht glauben können«, so haben es zwei Juden, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, scharf beobachtet.

Darum ist gerade für uns Jüngerinnen und Jünger Jesu wichtig zu hören, dass Jesus nach seiner Antwort an seine Befrager dasselbe noch einmal ganz anders seinen Jüngern sagt. Er bereitet sie darauf vor, dass mit seinem Kommen keineswegs die Zeit der Erfüllung, der Fülle der Gottesgegenwart, des Genießens und am Ziel Seins angebrochen ist, sondern Zeiten des Entbehrens, des Mangels, der Sehnsucht und des Vermissens auf die Jünger zukommen: Es werden Tage kommen, da ihr begehren werdet, einen der Tage des Menschensohns zu sehen, und ihr werdet nichts erblicken. Eine Zeit der Leere also, und Jesus befürchtet, dass seine Jünger diese Leere nicht aushalten, sondern eigenmächtig selbsttätig füllen. Da werden nun doch sich Stimmen erheben, die sagen: siehe! dort!; siehe! hier! Und diese Befürchtung erwies sich als berechtigt. Immer wieder haben Christen, die es nicht aushielten, ohne zu schauen zu glauben, nichts Greifbares in der Hand zu haben, auf Bestehendes gezeigt und siehe! hier! siehe! dort! gerufen. Siehe! hier: die Kirche – als wäre sie schon das Reich Gottes oder jedenfalls die garantierte und vor allem habhafte Anwesenheit Jesu und Gottes. Siehe! dort: der Staat. Angefangen mit Konstantin und nicht aufgehört mit dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, und schließlich liefen die Christen, besonders die evangelischen, in Scharen den Nazis zu, waren sich sicher: Eine so eindrucksvolle Wende kann nicht ohne von Gott sein – und das neue Regime machte selbst kräftig und erfolgreich Anleihen bei der christlichen Apokalyptik, nannte sich Drittes Reich, tausendjähriges Reich. Wo ist das Reich Gottes? Siehe, hier! Diejenigen unter uns, denen diese Geschichtstheologie ganz fremd scheint, seien daran erinnert, mit welcher Selbstverständlichkeit viele evangelische Kirchen die Glocken läuteten, Gottesdienste hielten am 3. Oktober 1990, so als hätte selbstverständlich Gott die staatliche Einheit Deutschlands bewirkt. Vielleicht hatten sie die Teilung als Strafe empfunden, mindestens als ständige Erinnerung an die Straftaten zuvor, und darum ihr Ende als Amnestie.

Jesus warnt vor solchen Versuchen, bestimmte Ereignisse, die uns gefallen oder beeindrucken, christlich-religiös zu legitimieren, sie – siehe! hier! –

geradezu zu glorifizieren. Und er findet unsere Hektik und Panik, nur ja nichts zu verpassen, auf jeden angeblich gerade unwiederbringlich abfahrenden Zug noch gerade aufzuspringen, nicht gesund, unserer und seiner nicht würdig: Jagt dem nicht nach. Lass fahren dahin.

Aber es geht ihm nicht nur um Beruhigung angesichts unserer ständigen Bereitschaft, uns aufscheuchen und herumscheuchen zu lassen. Er wittert in dieser Bereitschaft auch Fluchtversuche – Flucht vor der prekären Situation von Jesusjüngern, die nichts in der Hand haben –, befürchtet Verrat: Geht nicht weg. Der Menschensohn muss viel leiden. Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?

Im übrigen findet er unser kopf- und treuloses Hin- und Hergerenne auch höchst überflüssig. Die Erscheinung des Menschensohns wird eindeutig sein, evident, blitzartig und weltweit und darum solcher Geheimtipps und Trendmeldungen nicht bedürfen: Gar nichts verpasst ihr, wenn ihr mir und euch selbst treu bleibt.

Wir merken, dass Jesus verschieden redet, anders zu den Pharisäern, dem künftigen rabbinischen Judentum, anders zu seinen Jüngern, der künftigen Kirche. Den einen sagt er: Das Reich Gottes kommt nicht, es ist schon da: mitten unter euch. Die anderen bittet er inständig, den Mangel an Gottesfülle, das Vermissen seiner spürbaren Gegenwart auszuhalten und durchzuhalten, die kommende Enthüllung des noch Verborgenen zu erwarten, abzuwarten, die Lücke nicht eigenmächtig zu stopfen.

Nun gibt es gerade im rabbinischen Judentum eine Auslegungsregel zum Umgang mit dem gelegentlich mindestens zweistimmigen Zeugnis der Heiligen Schrift, eine Regel, die auch für Christen beherzigenswert ist, nicht nur, aber besonders im christlich-jüdischen Verhältnis. Sie ist Psalm 62,12 entnommen und heißt: Eines hat Gott gesprochen, ein zweifaches habe ich gehört. Die eine Wahrheit Gottes kann in unserem menschlich begrenzten und höchst verschiedenen Hören mindestens zweifach klingen. Und so gilt auch umgekehrt: Eine von Menschen erzwungene Einheitswahrheit ist sehr wahrscheinlich nicht die Wahrheit Gottes. Zu dieser Zweistimmigkeit gehört nun auch, dass Jesus zu seinen Jüngern nicht vom Kommen oder Nichtkommen des Reichs Gottes redet, sondern vom Tag und von den Tagen des Menschensohns. Dieses Wort ist einer Vision im Danielbuch entnommen, zur Zeit Jesu noch kein altes Buch, fast eine Neuerscheinung. Vier Weltreiche tauchen da auf, repräsentiert, verkörpert durch Raubtiere, um anzuzeigen, wie bestialisch sie sind. Sie werden abgelöst von einem, der mit den Wolken des Himmels kommt, aber wie ein Mensch, wie ein Menschensohn aussieht: Das

Reich Gottes ist, nach den gefräßigen Raubtierreichen, ein Reich mit menschlichem Angesicht. Dieser Menschensohn, so stellt sich dann heraus, vertritt und verkörpert das Volk der Heiligen des Höchsten, das Volk Israel. Wenn Jesus vom Menschensohn redet, dann verbindet er Reich Gottes, Israel und sich selbst eng miteinander – und macht damit deutlich: Dies mitten unter euch meint nicht: in der Kirche, sondern: in Israel. Das Reich Gottes, der Menschensohn sind mitten unter euch, wenn, solange Juden mitten unter euch sind. Noch freilich ist das Reich Gottes verborgen, nicht demonstrierbar. Noch herrschen andere, regiert jene Raubtierwelt. Noch leidet der Menschensohn, wird verworfen. Jesus vergleicht die Situation mit zwei biblischen Geschichten, der Wasserkatastrophe in den Tagen Noahs, der Feuerkatastrophe in den Tagen Lots. Da herrschen Terror und Gewalt, und das Klagegeschrei der Opfer, die Stimme vergossenen Bluts schreien zum Himmel. Die meisten aber, selbst nicht terrorisiert, leben weiter, als wäre nichts geschehen, essen und trinken, heiraten und treiben Handel, einige, nicht wenige, profitieren dabei auch noch, manche bis auf den heutigen Tag, vom Terror, von der sog. Arisierung, optimistisch wird gepflanzt und gebaut. Bis die Katastrophe hereinbricht.

Genau eine Woche nach den Pogromen von 1938 begann Helmut Gollwitzer seine Dahlemer Bußtagspredigt mit der Überlegung, dass es besser wäre zu schweigen statt zu predigen, zu singen und zu beten. Zum einen, weil er es dreist und vermessen findet, »damit zu rechnen, dass Er noch da ist und nicht nur ein leerer Religionsbetrieb abläuft.« Zum anderen aber auch, damit wir »uns schweigend darauf vorbereiten, dass wir dann, wenn die Strafen Gottes, in denen wir ja schon mitten drin stecken, offenbar und sichtbar werden, nicht schreiend und hadernd herumlaufen: Wie kann Gott so etwas zulassen? – ach wie viele von uns werden´s dann ja tun und in ihrer Blindheit keinen Zusammenhang sehen zwischen dem, was Gott zulässt, und dem, was wir getan und zugelassen haben.« Er hat recht behalten mit dieser Prophezeiung. Und die alliierte Bombardierung, bei der im Sommer 1943 die Stadt Hamburg und viele ihrer Bewohner verbrannten, hieß Operation Gomorra.

Wir leben nach der Katastrophe, suchen Wege der Umkehr, weg von den Irrwegen unserer kirchlichen Tradition, die aus Gottes guter Gabe eine Büchse der Pandora gemacht hat; aus der frohen Botschaft vom Frieden zwischen Israel und den Völkern eine Erziehung zur Verachtung, zum Hass; aus dem Licht des Lebens Finsternis, Mord und Totschlag. Wir merken, dass da mit gutem Willen noch nichts getan, erreicht, geheilt ist. Heraus aus diesem Mischmasch von Irrtum und Gewalt kommen wir nur, wenn wir unsere Geschichte, auch unsere Theologie durchschauen, wenn wir uns aufklären

und aufklären lassen. Heute beginnt die diesjährige Friedensdekade, und unser allererster Beitrag zum Frieden, zur Überwindung der Gewalt besteht darin, die Gewalt zu erkennen, die in unserer christlichen Tradition, in unserer Theologie, in unseren Selbstverständlichkeiten, in unserem Denken steckt.

Der Ewige sei gesegnet dafür, dass er uns damit nicht allein gelassen hat. Es leben wieder, es leben noch Juden mitten unter uns, die bereit sind, uns bei dieser schmerzhaften Arbeit zu helfen, trotz allem und wegen allem, was geschehen ist. Der Gott Israels möge uns die Augen, die Ohren, die Herzen öffnen für sein Wort und für sein Volk.

Amen.

3. Vorschläge zum Verlauf des Gottesdienstes

Orgelvorspiel

Begrüßung mit biblischem Motto, Hinweis auf Friedensdekade und die Pogrome am 9./10. November 1938

Auch wer die vorgeschlagene Evangeliumslesung als Predigttext wählt, wird den Wochenspruch, 2. Kor 6,2, als biblisches Motto für einen Gottesdienst im Gedenken an die Pogrome von 1938 kaum über die Lippen bringen.

Als Alternativen schlage ich vor: Gott hat sein Volk nicht verstoßen, welches er sich zuvor ersehen hat. Röm 11,2
Oder: Wir haben gesündigt samt unseren Vätern, haben uns verfehlt und haben gefrevelt. Psalm 106,6

Lied 404,2-4.7

Psalm 74

Eingangsgebet

Herr, du hast Israel dazu erwählt, unter allen Völkern dein Volk zu sein,
mit ihm einen ewigen Bund geschlossen,
um Licht zu bringen in die Finsternis dieser Welt.
Du hast diesen Bund bekräftigt in deinem Sohn Jesus Christus,
dem Juden, der uns Nichtjuden eingeladen hat,
Mitgenossen Israels zu werden in diesem Bund.

Wir aber haben dieses Licht nicht ergriffen,
wollten uns nicht versöhnen lassen mit deinem Volk,

haben uns abgegrenzt,
wollten es beerben, ersetzen, überbieten.
So trugen wir dazu bei, dass dein Volk Israel verachtet wurde,
gehasst, gemieden und gedemütigt.
Und die Qualen, die wir ihm zufügten,
haben wir auch noch als deine Strafe bezeichnet,
als Beweis, dass du dein Volk verstoßen hast.
Wir waren keine Freunde und Verbündete, als es dann Israel ans Leben ging,
als die Synagogen brannten.
Wir haben geschwiegen oder weggesehen oder sogar mitgemacht.

Das ist uns bitter leid.
Vergib uns unsere Schuld, uns und unseren Vätern und Müttern.

Auch als dann unsere Städte brannten,
als Deutschland zerstört und besiegt wurde,
waren wir noch nicht bereit,
unsere Schuld beim Namen zu nennen und umzukehren.
Wieder haben wir geschwiegen oder geleugnet,
wollten von allem nichts gewusst haben
oder verwiesen auf die Verbrechen der anderen.

So haben wir versucht, uns deinem gnädigen Gericht zu entziehen,
wollten uns selbst rechtfertigen und entschuldigen, wollten vergessen,
wollten sogar den Opfern unserer Taten vorschreiben,
wie lange sie uns an die Verbrechen erinnern dürften, wann Schluss sei.
Wir wollten nicht gestört werden beim Vergessen und Verdrängen.

Aber nun sind wir heute hier,
erinnern uns und bekennen vor dir auch diese zweite Schuld,
wissen nun, dass Vergessen nicht hilft.
Wir haben erfahren, dass unsere Kirche vertrocknet ohne die Wurzel Israel.
Darum bitten wir dich:
Leite deine Kirche zur Umkehr, heile unser Verhältnis zu Israel,
öffne unsere Ohren und Herzen, dass wir von Juden lernen,
mach uns zu treuen Freunden, verlässlichen Verbündeten deines Volks,
zu Helfern gegen alle, die es hassen.

Kyrie

Falls in der Gemeinde eine biblische Gnadenzusage üblich ist, schlage ich Psalm 1,1f. vor.

Gloria

Salutatio

Kollektengebet

Du hast versprochen, denen nahe zu sein,
die ein zerbrochenes Herz, ein zerschlagenes Gemüt haben.
So bitten wir dich: Sei uns nah! Verwirf uns nicht von deinem Angesicht
und nimm deinen heiligen Geist nicht von uns!
Öffne uns die Augen, dass wir sehen die Wunder an deinem Gesetz!
Das bitten wir dich durch deinen Sohn Jesus Christus im heiligen Geist.
Amen.

Als Epistellesung schlage ich vor: Röm 15,8-13

Lied 293

Evangelium Lukas 17,20-30

Credo

Lied 326,5-8

Predigt

Lied 449,5-6

Abkündigungen

Lied 137,3-6

Fürbitte (Friedrich-Wilhelm Marquardt)

Herr, du bist lebendiger Gott. Bewahre deine Menschheit vor ihren offenen und verborgenen Selbstvernichtungstrieben. Lass sie vor dir leben und verwehre ihr, dir auszuweichen.

Du bist der Schöpfer des Himmels und der Erde. Bewahre den Kosmos und die Erde als unseren Lebensraum. Schütze alle Tiere in ihren Gattungen, alle Pflanzen in ihren Arten. Belehre unsere Vernunft, dir dabei zu helfen.

Du hast dich an Abraham und Sara, Isaak und Rebekka, Jakob und Rahel und Lea gebunden und an alle ihre Nachkommen. Wir befehlen dir dein jüdisches Volk und bestätigen dir unsere Verantwortung für den Frieden Israels inmitten der Völker und besonders inmitten unseres deutschen Volkes. Überwinde du die selbstzerstörerische Angst der Palästinenser und Israelis vor einander, dass vom Zion her Friedensgesinnung statt Feindschaft wachsen kann.

Abraham hast du mitgegeben, dass in ihm alle Völker gesegnet sein sollen. Bewahrheite dieses Versprechen auch an unserem deutschen Volk. Mache uns dankbar für unsere Geschichte, froh über unsere Sprache, demütig vor unserer Schuld.

Du hast vor allem den Juden Jesus an dich gebunden und dich an ihn. Mache uns Christen aufs neue zu verbindlichen Zeugen für euer beider ewige Verbindung.

Mit ihm, dem Gottesknecht, weißt du aus eigener Erfahrung, was Hunger und Durst, Nacktheit und Obdachlosigkeit sind. Wir befehlen dir die Unterernährten und Heimatlosen – und uns: als ihre Nächsten.

Mit Jesus im Bunde hast du selbst das Flüchtlingsschicksal von Vertriebenen, Fremden und Asylsuchenden durchgemacht. Nimm uns für sie in die menschliche und politische Pflicht.

Mit Jesus hat man auch dir den Prozess gemacht, hast du Folter erlitten, warst im Gefängnis. Wir befehlen dir alle Angeklagten, Gefolterten, Gefangenen. Mach uns zu Streitern für besseres Recht.

Du bist unser Friede, und Jesus wünscht allen Friedensstiftern Glück. Lass es auch jenen gelingen, die heute zwischen allen Kriegsfronten dem Frieden nachjagen.

Du schläfst und schlummerst nie. So richte auch unsere schlaffen Hände und ermüdeten Knie auf, dass wir deiner nicht müde werden und auch nicht unserer Nächsten.

Du regierst. Wir befehlen unsere Regierenden deinem Rat und deiner Korrektur.

Du willst die Kirche nicht überwinden lassen. So halte uns in ihr fest, gerade jetzt, wo sie Geld und Einfluss verliert. Da gehören nun erst recht wir hin. Gib uns Willen und Gedanken zur Reformation der Kirche aus deinem Wort, dass sie zur Kirche der Menschen werde.

Vaterunser

Lied 317,5

Segen

Orgelnachspiel

»Dass es ›so weiter‹ geht, ist die Katastrophe«[1]

1. Thessalonicher 5,1-6 (7-11), Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres – 9. November 2014: Gedenktag an die Novemberpogrome, Beginn der Friedensdekade –

Aline Seel und Rachel de Boor

1. Annäherung

Am 9. November 2014 beginnt die diesjährige Friedensdekade. Am 9. November 1938 begannen die Novemberpogrome. In den Nächten vom 9. bis 12. November 1938 wurden hunderte Menschen ermordet, verhaftet, mehr als 1400 Synagogen und Betstuben brannten, jüdische Friedhöfe, Geschäfte und Wohnungen von Jüdinnen und Juden wurden zerstört. Helmut Gollwitzer begann wenige Tage danach sein Predigen mit der Frage, ob uns nicht allen der Mund gestopft sei an diesem Tage. »Können wir heute noch etwas anderes als nur schweigen?«

Der diesen Satz durchdringende Ruf nach dem Auf- und Anhalten des Immer-so-weiter wird heute laut. »Befreit zum Widerstehen« – das Motto der Friedensdekade 2014 ist als Indikativ ein Zuspruch. Als Christenmenschen sind wir befreit zum Widerstehen – wir dürfen immer wieder neu die Hoffnung spüren und dann auch laut werden lassen, dass Tod und Gewalt nicht das letzte Wort haben. Die Welt sieht allzu oft nicht danach aus, aber die Hoffnung darauf ist da.

Kirchenjahr und Perikopenordnung haben ihre ganz eigene Art, uns in unserem Widerstand zu stärken, unsere Gewissheiten und Kontinuitäten zu unterbrechen. Das Kirchenjahr geht an seinem drittletzten Sonntag auf ein Ende zu – die Lesungen der rückwärts gezählten drei letzten Sonntage sind mit den Fragen nach den novissima, den letzten Dingen, verbunden: Tod, Jüngstes Gericht, Ewiges Leben. Erst also, wenn das Kirchenjahr vorbei ist, beginnt das ewige, das paradiesische Leben – als Ursprung und Ziel? Das Ewige Leben erscheint dem liturgischen Kalender folgend als Abbruch von Zeit und Ende von Zeitlichkeit. Die in seinem Rhythmus Lebenden, leben mit dem Benjaminschen Diktum: *dass es so weiter geht, ist die Katastrophe.* Erlösung ist nur als Unterbrechung des Kontinuums zu fassen. Benjamin nimmt mit der Figur der Unterbrechung eine biblische Figur auf, wie sie auch den 1. Thessalonicher-Brief prägt. Das angekündigte Gericht unterbricht das Geschehen – wenn auch auf ganz andere Art, als das Kirchenjahr unterbrochen wird. Gerichtsrede ist Gerechtigkeitsrede, sie weiß um die Versehrtheit der Welt. Sie ist gewahr, dass das »immer weiter« selbst als »immer besser« nicht die Lokomotive der Weltgeschichte hin zu einem guten Leben ist. Die Heilung einer Welt am Abgrund

muss das Kontinuum anhalten – Benjamin weiß: *Revolutionen sind die Notbremsen der Weltgeschichte.*

Am 9. November das Gericht Gottes im 1. Thessalonicher-Brief vor Augen zu haben, lässt die Katastrophe kaum vergangen scheinen, macht die vergangenen Jahre zu Wimpernschlägen der Weltgeschichte. Und jedes Jahr und mit ihm jeder Wimpernschlag wird zur Zeit versäumter Gerechtigkeit und verfehlter Umkehr. *Dass es so weiter ging, war die Katastrophe.*

In den November-Nächten wurden Torarollen aus ihren Schränken gezerrt und in Flammen gesetzt – eine Kulmination protestantischer Gesetzesfeindlichkeit. Der thüringische Landesbischof Martin Sasse brachte zum 10. November 1938, dem Geburtstag Luthers, eine Neuauflage von dessen grausamer Schrift »Von den Jüden und ihren Lügen« heraus mit dem Titel »Weg mit ihnen« im Vorwort. Ist es nicht so, dass gerade die evangelischen Christ_innen in diesen Tagen mit aller Kraft das Gesetz Gottes verbrennen lassen mussten? Wie hätten sie sonst mit so hasserfüllter Grausamkeit sich gegen Israel als Gottes erster Liebe wenden können? Die Gerichtsankündigung Gottes ruft uns in sein Recht und somit in seine Tora, seine Liebes- und Gnadengabe. Sie ist sein Sehnsuchtsruf in seine versehrte Schöpfung hinein. Bewusst oder unbewusst in der Tradition christlicher Tora-Feindlichkeit lebend, ergeht an uns der Ruf: *dass es so weiter geht, ist die Katastrophe.*

2. Kontexte

Die israelische Dichterin und Komponistin No`omi Shemer schrieb ein Lied, welches einen chassidischen *Nigun* (Melodie) als Refrain aufgreift. In diesem Nigun – *Cheveley Meshiach, hine se ba (hayom)* – wird das Bild der Geburtswellen, mit denen das Kommen des Mashiach beschrieben wird, aufgegriffen. Das Lied besingt die Hoffnung, dass es anders weitergehen möge – und die Zuversicht auf das Kommen der messianischen Wehen.

> *Wenn ich gehe, ohne Woher, ohne Wohin, habe ich auf dem Herzen wie ein Amulett, die ganze Zeit ein kleines Lied:*
> *Refrain:* Cheveley Meshiach, hine se ba (hayom) – *Die Wehen des Meshiach, siehe, es kommt. Die Wehen des Meshiach, siehe, es kommt heute!*
> *Es gibt Menschen, die auf der anderen Seite des Schweigens singen. Sie bewegen ihre Lippen nicht, aber ihre Stimme werden wir doch hören – Cheveley Meshiach…*
> *Es kommt vor, dass ich einen Schlag nach dem anderen bekomme. Wenn es mir schlecht geht und mir bitter ist, singe ich trotzdem immer dieses Lied: Chevelej Meshiach…*
> *Wenn ich zu dem Haus bei den Zypressen gelange, wird jemand mir Wasser geben. Und auch am Ende meiner Kräfte werde ich fortwährend singen: Chevelej Meshiach…*

Ernst Bloch erzählt die Geschichte von einem Rabbi: *»Und ein andrer Rabbi, ein wirklich kabbalistischer, sagte einmal: Um das Reich des Friedens herzustellen, werden nicht alle Dinge zu zerstören sein und eine ganze neue Welt fängt an; sondern diese Tasse oder jener Strauch oder jener Stein und so alle Dinge sind nur ein wenig zu verrücken. Weil aber dieses Wenige so schwer zu tun und sein Maß so schwierig zu finden ist, können das, was die Welt angeht, nicht die Menschen, sondern dazu kommt der Messias. Dabei hat auch dieser weise Rabbi, mit einem Satz, nicht der krauchenden Entwicklung, sondern durchaus dem Sprung des glücklichen Blicks und der glücklichen Hand das Wort geredet.«*

3. Beobachtungen am Text

Die Schreiber des 1. Briefes an die Gemeinde in Thessaloniki, als die in 1,1 Paulus, Timotheus und Silvanus erwähnt sind, schauen in Kapiteln 1-3 des um 50 verfassten und somit frühesten neutestamentlichen Briefes auf eine vorbildliche, sich in ihren Augen in guter Entwicklung befindende Gemeinschaft. Eine neu gegründete christliche Gemeinde, das ist auf- und anregend und bringt neben Jubel viele Herausforderungen mit sich. Drängend die Fragen nach der Zukunft (VV.4-5): Wann kommt Christus wieder und wann wird über die Feinde gerichtet werden? Die ersten Gemeindeglieder sterben – sind die schon Verstorbenen bei der Wiederkunft Christi benachteiligt gegenüber den noch Lebenden?

Das sind Fragen einer Minderheit mitten in Thessaloniki, einer makedonischen Großstadt unter römischer Herrschaft am thermäischen Golf, mit florierender Wirtschaft und wachsender Bevölkerung. Eine Stadt, in der Kaiser wie Götter verehrt wurden – in diesem Umfeld ist das Warten auf das Reich Gottes ein Klagen über die Unerlöstheit der Welt und an sich ein subversiver Akt. Thessaloniki beherbergt da eine Gemeinde, die keine weltliche Macht als Gott anerkennt und denen den Tod wünscht, die Rom unterstützen. Der Predigttext liest sich so als die Sehnsucht einer Minderheit nach Befreiung.

Auffällig zunächst das Vorherrschen von Abgrenzungen und Dualismen, so werden etwa die *andern* beschrieben, die *Frieden und Sicherheit* rufen, den Slogan der Pax Romana. Ein bedrohlicher Ruf, Friede und Sicherheit der Mächtigen sind Unfriede und Unsicherheit der Ohnmächtigen. Die Pax Romana war in dieser Zeit ein scheinheiliger Friede – wer nicht die Gottgleichheit des Kaisers anerkannte, wurde mit Waffengewalt unter Roms Herrschaft gebracht. Würden die *Frieden und Sicherheit* Rufenden vernichtet, so wäre dies der Beginn der Vernichtung eines imperialen Systems und zugleich der Anfang von Befreiung.

Das Neue kommt nicht ohne Zerstörung aus. Mit Beginn des 5. Kapitels ist die Wiederkunft Christi eng verbunden mit dem nahenden Gericht als unentrinnbare, körperlich spürbare Katastrophe. Es »kommt als plötzliches Verderben

über sie wie die Wehen über die Schwangere« (V.3) – ein anti-ideologischer Versuch des Festhaltens an Realität. Das notwendige Ende einer Schwangerschaft ist unentrinnbar schmerzensreich und es kommt oft schnell. Im Judentum ist sie Motiv für Veränderung, für eine Unterbrechung des Gewohnten und ein Weitergehen des Schöpfungs- und Offenbarungsprozesses. Der Auszug aus der Sklaverei etwa ist die Geburt des freien Volkes, das Kommen des Messias wird mit dem Bild der Geburtswehen beschrieben *(»Chevley Meshiach«)*.

Aber die Schmerzen kommen nur über die andern – über die in Finsternis und nicht über die Kinder des Lichts. Auch wenn die Kritiker_innen der schwarz-weiß-Malerei in uns aufbegehren, so würden, den Dualismus des Textes vorschnell stilistisch und moralisch zu disqualifizieren, ihn bzw. seine Verfasser nicht ernst nehmen. So können wir zwar die humorige Frage stellen, was denn besonderes daran sei, dass die, die dem Tag gehören, auch Wachende sind. Der Tag Gottes muss für die Kinder des Lichts in greifbarer Nähe und kaum überraschend sein. Doch die begriffliche und inhaltliche Tautologie nimmt den Versen nicht ihre ethische Brisanz. V. 1 zeigt: Der Tag Gottes gilt allen Angesprochenen – liebe Brüder und Schwestern! Euch allen gilt Rettung, Gericht und Mahnung. Hier gibt es nicht die in gemütlichem Warten geretteten Einen und die Bedrohung der Anderen – Gerichtsrede trifft, weil sie betrifft. Sie ist keine Explikation des Entronnenen, sondern unmittelbare Wirklichkeit, keine Negativfolie, sondern Warnsignal: ihr alle in Licht und Finsternis! Die christliche Gemeinde ist bedroht, einerseits durch die Unterdrückermacht Rom und andererseits durch sich selbst – auch die Gemeindeglieder sind nicht die unerschütterlich Guten und Gerechten, auch sie sind vom Gericht bedroht. Die Rede wäre überflüssig, wenn Schreiber_innen und Leser_innen tatsächlich aufscheinende Sicherheit für unverlierbar hielten.

In der Heiligen Schrift sind die Bilder vom Tag Gottes Bilder von denen, die voller Sehnsucht nach dem guten Leben waren und zugleich um dessen Gefährdung wussten. So verbindet der *jom adonaj* unverbrüchlich das Zugleich von Gericht und Rettung, Verderben und Bewahrung.

Und immer wieder: Wann wird es sein? Der Tag Gottes kommt *wie ein Dieb in der Nacht* – Zeit selber wird zu einem theozentrischen Element. Das neutestamentlich häufige Bild ist Metapher für Parusieerwartung – Bedrohung, Verlust und Unvorhersehbarkeit sind assoziiert. Diebe können nur kommen, wenn die Mauern nicht zu hoch und die Türen nicht hundertfach gesichert sind. Kann der Tag Gottes nicht erst zu unserer Wirklichkeit werden, wenn wir nicht allzu verriegelt sind? Der Tag selber kommt im Text aktiv aus der Zukunft auf uns zu – das in der Tradition der Prophetie stehende Beschreiben der Naherwartung macht auf das Ausstehende, zu Empfangende aufmerksam. Vielleicht ist des

halb in V. 8 gerade keine stählerne Ritterbrust, sondern der Brustpanzer des Glaubens anzukleiden und nicht der Soldatenhelm, sondern der Helm der Hoffnung. Die bedrohlichen Mächte der Umwelt machen Schutz erforderlich und zugleich wird deutlich, dass Sicherheitsstreben nicht unberührbar machen darf.

4. Homiletische Entscheidungen

Ist alltagssprachlich und auch alltagstheologisch die Frage nach dem Jüngsten Gericht meist mit anthropozentrischer Zielrichtung bedacht, so ist der biblische Befund eine heilsame Eindämmung dieser Hybris. Der Tag Gottes (genitivus subjectivus) ist ein Tag, an dem es nicht in erster Linie um das Gericht über den Menschen geht, sondern um Gott selbst. Der Tag Gottes irritiert und ver-rückt unsere Räume, Zeiten und Gewalten – Gottes Tag ruft in Gottes-Dienst und im Gottesdienst scheint die heilsame Unterbrechung unserer eigenen Maßstäbe und Setzungen auf. *So muss keine Predigerin zum Predigtbeginn ihre Scheu vor forensischer Sprache ausdrücken, sondern darf fröhlich und demütig vom Gericht Gottes sprechen.*

Am Tag Gottes überwindet Gott selbst das Unrecht der Welt. In den biblischen Texten wird Heilsames erst im Horizont gegenwärtiger Versehrtheit präsent. Ihre Verfasser_innen wissen um die verwüstete Welt und verweigern einen für sie blinden Gott. Nur in der Gerichtsrede kann die Menschenfreundlichkeit Gottes mehr meinen als einen Sahnetortenzauber. *Die Predigerin darf also fröhlich und demütig von einem Gott sprechen, der das Unrecht der Welt sieht und dennoch und gerade deswegen an ihr festhält.*

Gerade das Predigen am 9. November darf sich dem vorschnellen Verkündigen der Allversöhnung verweigern. Es muss nicht angesichts der Erinnerung der Katastrophe so tun, als blieben Gott und Gottesdienst unberührt davon, dass die Welt nicht so ist, wie sie sein soll. So kann auch die Angst, im Gedenken an die Novemberpogrome von einem strafenden Gott predigen zu müssen, dem Prediger genommen werden. Wenn Gott richtet, dann zielt er – am Ende des Tages – nicht auf den bestraften Menschen. Vielmehr hört er selber seine eigene Gerichtsrede und kämpft darum, das Unrecht zu verschlucken und nicht selber in dessen Schlund zu fallen. *Der Prediger darf also zaghaft und leise vom Gericht Gottes sprechen. Ahnend, dass Gott im Gericht mit sich und seiner Schöpfung ringt.*

Im Kontext der Gerichtsrede sind die christlichen Zerrbilder jüdischer Gesetzlichkeit aufzurufen, die nicht nur 1938 zum Verbrennen der Tora-Rollen führten. Eine Predigt an diesem Tag muss die Frage nach der Bedingung von Heil und Heilsamen bedenken. Das nomistische Verständnis des Glaubens

selber als protestantischen Irrtum herausgestellt zu haben, ist einer der großen Verdienste Friedrich Wilhelm Marquardts. Er verweist auf Gottes Gebote als Sehnsuchtsäußerungen, so sind wir ins Tun gerufen. Gott verlangt nicht *von* uns, sondern *nach* uns, danach, dass Er sich an uns als Gott bewähren kann – wenn wir mit seiner Tora leben. *Der Prediger darf in der Predigt von diesem sehnsüchtigen Gott sprechen, der sich in seinen Weisungen offenbart.*

Gollwitzer fragte wenige Tage nach den brutalen Novemberaussschreitungen, ob uns nicht allen der Mund gestopft sei an diesem Tage. »Können wir heute noch etwas anderes als nur schweigen?« Und er redete. Schweigen muss nicht in Sprachlosigkeit führen und Sprachlosigkeit nicht in Schweigen. Eine bestohlene Predigt braucht nicht dort Rettung zu verheißen, wo keine in Sicht ist. Aber sie kann, gerade in der Rede vom Gericht, die Sehnsucht danach wachhalten, dass das, was ist, nicht alles ist.

Und nur wenn was ist, nicht alles ist, kann das, was ist, sich ändern. So sind wir befreit zum Tun, zu widerständiger Praxis gegen den Tod. Wir dürfen mit Herz, Hand und Mund an einer Welt festhalten, die eine Welt der Freudenströme und nicht der Jammertäler sein soll und wird. Wir dürfen uns hinwenden zu Gott und der und dem Nächsten, jeden Tag und immer wieder neu.

Literatur

Benjamin, Walter: Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus. In: ders.: Gesammelte Schriften. BdI/2. Hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main3 1990. S. 509-690, hier S. 683.

Bloch, Ernst: Spuren. Frankfurt 1980, S. 201 f.

Crüsemann, Marlene: Die pseudepigraphen Briefe an die Gemeinde in Thessaloniki: Studien zu ihrer Abfassung und zur jüdisch-christlichen Sozialgeschichte. BWANT. Stuttgart 2010.

Ebach, Jürgen: Weil das, was ist, nicht alles ist. Utopie in der Bibel (und ihrer Lektüre). Vortrag Lüneburg 2008. www.viaduk.de/fileadmin/userfiles/users/17/Theologisches _Forum_Vortrag_Prof_Ebach_3.3.08.pdf

Gollwitzer, Helmut: Zuspruch und Anspruch. Predigten, München 1954, S. 36ff.

Holtz, Traugott: Der erste Brief an die Thessalonicher. Zürich 1986.

Marquardt, Friedrich-Wilhelm: Auf einem Schul-Weg. Kleinere christlich-jüdische Lerneinheiten. Berlin 1999.

Petuchowski, Jakob J.: »Es lehrten unsere Meister...« Rabbinische Geschichten. Freiburg 1979.

Wendebourg, Nicola: Der Tag des Herrn. Zur Gerichtserwartung im Neuen Testament auf ihrem alttestamentlichen und frühjüdischen Hintergrund. Neukirchen-Vluyn 2003.

Liedtext von Shemer, Noomi: http://shironet.mako.co.il/html/indexes/performers

Video: www.youtube.com/watch?v=71Oxd061t3U

Gekürzter Nachdruck aus: »Predigtmeditationen im christlich-jüdischen Kontext«, Verlag: Studium in Israel, 91629 Weihenzell

1 Walter Benjamin, Thesen zur Geschichte, Gesammelte Werke I,2, S. 683, Suhrkampverlag Frankfurt/Main.

Assoziationen zu 2. Timotheus, Kapitel 1, 6-7

Marius Böltzig, Ursula Sieńczak, Stanislava Francesca Šimuniová und Lena Reger

Aus diesem Grund erinnere ich dich daran, dass du erweckest die Gabe Gottes, die in dir ist durch die Auflegung meiner Hände. Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.

Marius Böltzig, Freiwilliger

Keine Furcht, sondern Kraft, Liebe und Besonnenheit. Was für eine wunderbare Welt wäre das, wenn wir alle diese Eigenschaften hätten. Wenn wir keine Angst mehr erleiden müssten, wenn wir Kraft besonnen einsetzen und aus Liebe handeln würden. Solch eine Welt ohne Kriege und Missverständnisse wäre wahrscheinlich so etwas wie ein Paradies auf Erden. Ich bin Freiwilliger in Russland und lebe in einem Land, das vielen Menschen Angst macht, weil es seine Kraft unbesonnen einsetzt. Ein Land, in dem Homophobie gesellschaftsfähig ist, das die Pressefreiheit de facto abgeschafft hat und durch aggressive Territorialpolitik auf sich aufmerksam macht.

Trotzdem habe ich keine Angst, weil ich das Land kenne. Ich kenne die Menschen, die Strukturen und, soweit man das generell sagen kann, auch die Mentalität. Wissen und Verständnis bekämpf Furcht. Das ist es, was Aktion Sühnezeichen Friedensdienste tut, und was in jedem einzelnen Freiwilligen zum Ausdruck kommt. Jeder von uns ist ein Doppelbotschafter für sein Gastland in Deutschland und anders herum. Vielleicht kann ich in Deutschland ein kleines bisschen Skepsis vor Russland relativieren und in Russland die Menschen zum Nachdenken bewegen, wenn ich mit ihnen über die Situation ihres Landes spreche. »Die Gabe Gottes, die in dir ist.« Wir alle tragen es in uns, besitzen diese Fähigkeit zur Völkerverständigung. Wir können sie in uns und in anderen wecken, durch Gespräche und durch Begegnungen. Wir alle können dazu beitragen, die Furcht zu bekämpfen und sie durch drei Eigenschaften zu ersetzen: Kraft, Liebe und Besonnenheit. Vielleicht wird die Welt so ein bisschen besser.

Marius Böltzig war 2013-14 Freiwilliger bei Memorial in Perm, Russland. Er arbeitete mit GULAG-Überlebenden und ihren Nachkommen und unterstützte den Verein in der Jugend- und Bildungsarbeit.

Jugend in Aktion

Sein Freiwilligendienst wurde durch das Programm Jugend in Aktion im Rahmen des Europäischen Freiwilligen Dienstes gefördert.

Ursula Sieńczak, Landesbeauftragte in Polen
Seinen zweiten Brief an Timotheus schrieb der Apostel Paulus aus der Gefangenschaft, wo er dennoch die Kraft fand, Timotheus Mut zu geben und ihn zum Handeln zu motivieren. Paulus wollte Timotheus' Glauben stärken und ihn dadurch auf schwierige Zeiten vorbereiten.

Auch für uns ist es ein Aufruf nicht aufzugeben und trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse mutig voranzugehen. Paulus schrieb über die Gnade, die Timotheus durch die Auferlegung der Hände als Gabe bekam. Eine Gabe ist etwas, das uns nicht als Belohnung, nicht für unsere Verdienste gegeben wird. Wir erhalten es, weil es der Wille Gottes ist und werden gleichzeitig verpflichtet, daran zu arbeiten und etwas (mehr) daraus zu machen. Die Gabe soll geschätzt und richtig genutzt werden, wir sollten uns Mühe geben, auch wenn es sich als schwierig erweist.

Wir sollten als Christen keine Furcht, sondern Kraft haben. Wir müssen die Kraft in uns (wieder) finden. Die Kraft soll aber mit Liebe verbunden sein. Liebe zu Gott und dem Nächsten.

Im Polnischen steht anstelle von »Furcht« das Wort »Feigheit«. Es ist ein noch stärkerer Aufruf zum Handeln und Aktiv-Werden. Es geht aber auch um kein spontanes und unüberlegtes Handeln, es soll bewusst-besonnen sein.

Paulus ruft uns auf, über unser christliches Leben zu reflektieren und nicht zu erlauben, dass es einschläft. Unser Glaube soll frisch und lebendig sein, und wir sollten uns vor Automatismus und Routine schützen, wenn wir als Christen andere Menschen von unserem Glauben überzeugen wollen.

Wir Christen in Europa leben in einer ziemlich sicheren Welt. Dies wird besonders deutlich, wenn man an die Zeit denkt, in der Paulus die Briefe verfasste. In unserer heutigen Welt werden wir aber mit anderen, neuen Gefahren konfrontiert und so sollten wir als Christen Mut zeigen und uns nicht schämen als solche aufzutreten.

Urszula Sieńczak ist Landesbeauftragte von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Polen.

Stanislava Francesca Šimuniová, Landesbeauftragte in Tschechien
Die Gabe an uns, die wir von Gott umsonst bekommen haben und die wir wiedererwecken sollen, ist NICHT Furcht.

Furcht führt zu:
Unsicherheit,
Verschlossenheit,

Selbstbezogenheit,
Enge,
Depression bis zur Fremdenfeindlichkeit,
Festung Europa,
Habgier,
Hass,
Lüge,
Manipulation,
Populismus,
Rassismus
und Antisemitismus.

Stattdessen sollen wir uns unserer von Gott gegebenen Kraft und Liebe erinnern.

Gottes Kraft gibt uns:
Sicherheit,
Energie,
Mut zur eigenen Meinung und einer starken Stimme,
eine klare Richtung und gute Argumente auf dem Weg zu einer besseren Welt.

Gottes Liebe bedeutet:
Offenheit,
Herzlichkeit,
Großzügigkeit,
Teamfähigkeit,
Dienst in der Gemeinschaft,
Empathie,
Freundlichkeit,
Solidarität mit Armen, Schwachen und Verfolgten,
Selbstannahme,
Schönheit und
Freude am Teilen.

Auf unsere Gaben sollen wir uns besinnen und den Menschen gedenken, die uns Gottes Güte vorgelebt haben und vorleben. Die uns inspirieren, ermutigen und »begleiten«. Wir sind nicht allein, sondern eine unsichtbare, aber starke Gemeinschaft der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.

Stanislava Francesca Šimuniová ist Landesbeauftragte von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Tschechien.

Lena Reger, Freiwillige
Den Ausdruck » Gabe Gottes« kenne ich vor allem durch die Beschreibung eines besonderen und herausragenden Talentes.

Dass die Gabe Gottes aber nur etwas für bestimmte Menschen ist, glaube ich nicht.

Ich glaube, dass jeder Mensch mit einem besonderen Talent gesegnet ist, und dass er es bestmöglich nutzen sollte.

Für mich ist diese Gabe die Hoffnung.

Die Hoffnung an das Gute im Menschen, das konflikt- und vor allem gewaltfreie Zusammenleben auf der Welt.

Die Kraft, gerade aus scheinbar aussichtslosen Situationen wieder die Hoffnung zu schöpfen, dass es einen anderen Weg gibt.

Wenn wir Angst vor uns selbst oder unseren Mitmenschen haben, wird das sicherlich nicht passieren.

Ich habe schon erlebt, dass die größte Angst die war, miteinander zu sprechen. Mir scheint es, als würden wir oft verkennen, dass wir doch eigentlich alle gleich geschaffen sind. – Gleich oder zumindest ähnlich auch in unseren Bedürfnissen, Ängsten und Sorgen.

Gerade hoffe und bete ich für meine Freundinnen und Freunde in der Ukraine, dass sie die Kraft haben Ängste und Vorurteile zu überwinden und wieder aufeinander zugehen zu können, um gemeinsam und voller Hoffnung in die Zukunft zu schauen.

Lena Reger war 2013-14 Freiwillige in Simferopol, Ukraine. Aufgrund der politischen Auseinandersetzungen beendet sie ihren Friedensdienst in Berlin im Büro von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben

Ihr Freiwilligendienst wurde durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD gefördert.

Eine besondere Neuerscheinung:

Peter von der Osten-Sacken, Der Gott der Hoffnung

Gesammelte Aufsätze zur Theologie des Paulus

vorgestellt von Helmut Ruppel

Im Laufe des Studiums, der beginnenden Praxis, im Alltag der beruflichen Herausforderungen wachsen in unterschiedlicher Intensität die Themen auf den Buchregalen an. Manche bleiben schmal vertreten, andere brauchen schon einen Meter und mehr – zu Zeiten breiten sich Exegetica und Kommentare aus, zu Zeiten Konfirmandenarbeit, dann wieder Liturgie und jüngste Kirchengeschichte.

Hier steigt man in Schächte ab, dort wandert man durch Wüsten, andernorts verweilt man ständig auf Bergspitzen – jedes Arbeitszimmer sieht anders aus. Wessen Paulus-Regal noch schmalrückig ist, sollte nicht mehr lange suchen, denn die Sammlung von 25 Aufsätzen des Berliner Neutestamentlers Peter von der Osten-Sacken hat ein Spektrum der »Verkündigung und Lehre« des Apostels vor Augen, dass ihm in der Konstante – Verständnis der paulinischen Theologie – wie in den Variablen – Evangelium und Apostel / Evangelium und Tora / Evangelium und Israel / Evangelium und Hoffnung – einen facettenreichen Zugang zu Paulus eröffnet.

Schon der Eröffnungsaufsatz »Vom Saulus zum Paulus?« rückt einige sehr zementierte Biographie-Bausteine zurecht, vor allem das völlig außer Kontrolle geratene »Damaskus-Erlebnis«, zur dramatischen Szene glänzend geeignete und in die theologische Irre führende inszenierte »Bekehrung«. In der Sache folgerichtig schließen unter anderem sich die einen verlässlichen Grund legenden Aufsätze zur Apologie des paulinischen Apostolats (1. Kor. 15,1-15), zur »theologia crucis«, zum »elenden Menschen« und zu den korinthischen Konflikten an.

Zu einem besonderer Schwerpunkt ist die Herausforderung »Evangelium und Tora« geworden (S.247 – 475): »Das paulinische Verständnis des Gesetzes im Spannungsfeld von Eschatologie und Geschichte«, »Das Verständnis des Gesetzes im Römerbrief«, »Befreiung durch das Gesetz«, »Die Decke des Mose«, »Paulinische Treue zur Halacha Israels«, »Evangelium und Anarchie« – die Reihe der Reizworte kündigt eine intensive, der Arbeit am Begriff verpflichtete, kundig im Textgehäuse sich bewegende Auslegung an. Kurios: Der Rezensent hat schon mehrmals den Aufsatz »Paulinisches Evangelium und Homosexualität« empfehlen können, auf merkwürdig verschwiegene Anfragen...

Unter dem Vorzeichen »Evangelium und Israel« geht der Autor mit dem Beitrag zu »Abraham als biblische Urgestalt« über das Neue Testament hinaus

und zeichnet die biblischen Linien bis zum Judentum und zu Luther aus. Drei Schwergewichte folgen:

»Antijudaismus um Christi willen?«, die seinerzeit (1987) heftige Debatte mit Erich Gräßer über die vermeintliche oder behauptete »Grundverschiedenheit« von Judentum und Christentum: Es ist ein Aufsatz, der im Zusammenklang mit dem folgenden »Römer 9-11 als Schibboleth christlicher Theologie« und einer Beleuchtung der Formel »Durch Jesus Christus« zu den Ansätzen eines Christusverständnisses, das Israel achtet und bejaht«, zu einem starken Geviert in den theologischen Legitimationen des christlich-jüdischen Gesprächs werden kann.

Bevor es zu dem »Ausblick« des Bandes ,»Ethik aus der neuen Welt«, kommen kann, sind noch einmal vier Säulen des Gedankengebäudes errichtet. Sie haben die Inschriften: »Wir aber predigen den Gekreuzigten«, (1. Kor.1,23) über das Wort vom Kreuz als der Quelle der Hoffnung; »Zum Bilde Gottes geschaffen«, über die paulinische Vision des neuen Menschen; »Charisma, Dienst und Gericht« und »Gottes Treue bis zur Parusie«.

Ein hilfreiches Stellenregister ist hinzugefügt. Was darauf verweist, wie viel Arbeit im Zusammenstellen, Überarbeiten, Zusammenfügen zu einem sinnvollen Ganzen zwischen den Buchdeckeln verborgen ist! Teilansichten des Turmes der evangelischen Zionskirche zu Berlin und der Neuen Synagoge (Oranienburger Straße) zu Berlin sind die medialen, den Titel begleitenden Bildprogramme.

Ein Trumm von einem Buch! Es markiert den weiten Horizont eines theologischen Denkens, das keinen Abschluss kennt. Wenn es eines will, dann das, dass es unaufhaltsam zum Weiterdenken, Weiterschreiben und Weitersprechen führen möge. Folgende Charakterisierung ist gewiss im Sinne des Autors und auch auf Christen zu übertragen: »Ein Jude ist ein Mensch, der beim Lesen einen Bleistift umklammert, weil er darauf ist, ein besseres Buch zu schreiben.« das wird im vorliegenden Fall nicht so einfach sein, läge aber im Blick des Buches.

Peter von der Osten-Sacken, Der Gott der Hoffnung
Gesammelte Aufsätze zur Theologie des Paulus
Ev. Verlagsanstalt Leipzig, 660 S., 2014, 48 Euro

Zum Verlernen (2)

Auge um Auge, Zahn um Zahn – 2. Mose 21,22-24 / Matthäus 5,38-39

Helmut Ruppel

Die polemische Parole und der Text

Eine starke Unterstellung zuvor: Ich bin überzeugt, nein, ich bin ganz sicher, dass niemand, der diesen Satz entlarvend-triumphierend, warnend, drohend, anklägerisch, feinsinnig bestürzt oder zutiefst besorgt äußert, jemals die originale Stelle in der Bibel gelesen hat, die er meint zu zitieren. Und dabei kennen viele kein anderes Wortaus der Hebräischen Bibel. So hat dieses Bild von der vermeintlichen Vergeltung die größte Karriere gemacht, die überhaupt ein alttestamentliches Bibelwort jemals vollbrachte – und dazu im falschen Gebrauch. Gleich danach kommt das *Kainszeichen*, das völlig verkehrt herum gebraucht wird. Das Wort von der Nächstenliebe wird sowieso Jesus zugeschrieben; dass er es aus dem Alten Testament zitiert – völlig neu!

Die Gründe für dieses hartnäckige – die Bibel würde sagen »verstockte« – Falschverstehen müssen tiefer liegen als die Ebenen, die religiöse Allgemeinbildung, landesweites Predigen und beharrliche »Glaubenskurse« erreichen. Vermutlich liegt es in einem tiefen Empathiemangel gegenüber dem Judentum, der sich jedem Lernen entzieht und wohl nur noch der Psychoanalyse erschließt, aber der von C. G. Jung initiierten auch nicht... Dennoch, wir versuchen es wieder mit dem *Verlernen*!

Zuerst soll festgehalten werden, dass *wikipedia* einen ausgezeichneten Beitrag zur Sache bietet (»Auge um Auge, Zahn um Zahn«), ausführlich, quellenreich und vorzüglich pointiert, mit Hinweisen auf gut erreichbare weitere Aufsätze von Frank Crüsemann, Göran Larsson, Manfred Oeming und Friedhelm Wessel.

Nun zum Text, in dem unsere Zeile zu finden ist und von ihm losgelöst sich vollkommen verselbständigt hat und ohne jede Nachfrage ein Eigenleben als schmissige Schlagzeile oder polemische Parole führt.

2.Mose 21, 22-24

»Wenn Männer sich raufen und eine schwangere Frau stoßen, so dass herauskommen ihre Leibesfrüchte, aber (sonst) kein schlimmes Unglück entsteht, so muss dem Schuldigen eine Geldbuße auferlegt werden, wie der Ehegatte sie ansetzt, doch er soll nach dem Ermessen der Schiedsrichter geben.

Wenn aber ein schlimmes Unglück entstanden ist, so sollst du geben: Lebendige Seele an Stelle von lebendiger Seele, Auge an Stelle von Auge, Zahn an Stelle von Zahn, Hand an

Stelle von Hand, Fuß an Stelle von Fuß, Brandmal an Stelle von Brandmal, Wunde an Stelle von Wunde, Striemen an Stelle von Strieme.«

Anstöße zum Verstehen

Bei einer Rauferei unter Männern gerät eine anwesende Schwangere irgendwie dazwischen und erleidet eine Frühgeburt. Fahrlässiges Verhalten? Ein Unfall?

Das hat Folgen für die (im Hebräischen Plural!) Frühgeborenen, die Mutter, den Ehemann und den Schuldigen. Ein präzis benannter Einzelfall, keine verallgemeinerte Sachlage, aber ein *exemplarischer Fall.*

Zuerst einmal ist er kompliziert, denn wie ist ein Schuldiger festzustellen bei einer heftigen Rauferei? Kann nun ein solcher identifiziert werden, hängt die Buße für ihn von der Schwere des Unfalls ab. Bleibt es bei einer vorzeitig ausgelösten Geburt – Mutter und Kinder nehmen keinen Schaden – muss der Schuldige allein für die Frühgeburt eine Geldbuße geben. Diese setzt der Ehemann fest, sie bedarf der Prüfung durch eine Schiedskommission.

Ist jedoch ein erheblicher, schwerwiegender Schaden entstanden, muss er ausgeglichen werden nach einer festgelegten Regel: Der Verursacher soll geben nach dem Maß des von ihm angerichteten Schadens. Der Text stellt eine Reihe auf vom Schwerwiegendsten bis zum Erträglichen.

Die Bearbeitung des Falles geschieht im Sinne eines angemessenen Ausgleichs, der strengen Einhegung gesteigerter Forderungen. Wer würde es dem Ehemann der werdenden Mutter vorwerfen, auf die raufenden Rüpel loszugehen und sie selber zu verdreschen? Jeglicher Selbstjustiz wird ein Riegel vorgeschoben, ein gemeinschaftserhaltender Akt, wie er auch in der nomadischen Ethik (Abraham und Lot!) geübt wurde.

Der Schuldige ist der Adressat

Niemand soll in diesem Fall fordern oder nehmen, allein der Schuldige soll geben! Es geht nicht um eine objektive Strafe für einen kriminellen Tatbestand, sondern um einen selbst verantworteten Ausgleich, um die Chance zur persönlichen Besinnung auf das Geschehene, nicht die Freigabe rachestillender Forderungen des Geschädigten!

Im weniger krassen Fall darf der Ehemann der Schwangeren die Höhe der Bußeleistung festsetzen und ein Schiedsgericht muss diesen vor der Erledigung prüfen! Im schwerwiegenden Fall setzt Gott selber die Strafe fest: Der biblische Text als Wort Gottes bestimmt die zu erbringende Leistung. So ist das Gesetz der Eindämmung nicht menschliches, sondern göttliches Gesetz! Dem Menschen wird das Richtersein, das Racheüben, aus der Hand genommen! Wer

das Wort »*Mein* ist die Rache!« nur auf »Rache« liest, verkennt böswillig die Intention der göttlichen Entwaffnung menschlicher Rachebedürfnisse.

Die Bergpredigt oder Das Opfer wird Adressat!
Mit dem Hinweis auf den Bergpredigt-Wortlaut des Gebotes wird oft der gravierende Unterschied von Altem und Neuem Testament begründet, jener von *Alt* und *Neu*, von Archaisch und Modern, von Gewalt und Friedensfähigkeit, von Judentum und Christentum. In Matthäus 5,38-39 heißt es:

»Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist ›Auge für Auge, Zahn für Zahn‹. Ich aber sage euch: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die andere hin.«

Hier ist die Quelle der üblichen antijüdischen Instrumentierung des biblischen Wortes im öffentlichen Diskriminieren; der Rede Jesu entnehmen die judenfeindlichen Strategen ihre biedermännische Klage über jüdische Rachemechanik. Hier sind die Denkmuster der Überbietung entstanden. Wie konnte das geschehen?

Zunächst betont Jesus wie die Lehrer seines Volkes, dass nicht das Opfer Widerstand gegen den Täter aktivieren soll. Widerstand löst die Spirale der Gewalt aus, die fürchterliche Eskalation. Die Gewalt soll nicht eskalieren, sie soll zur Ruhe gebracht werden. So »Mose« *und* »Jesus«. Der Unterschied betrifft den *Adressaten*! Und schon verwandeln sich die Perspektiven: 2.Mose 21 richtet sich an den *Täter*, den Schadensverursacher, Matthäus wendet sich an das *Opfer*: »Leiste dem, der dir Böses tut, keinen Widerstand!«. Das sind sehr unterschiedliche Ebenen! Es klingt antithetisch, ist vom Kontext stilistisch so angelegt – die »Anti-Thesen« – und hieraus saugen nun die Kontrastrierer ihren Honig.

Dennoch haben beide Texte dieselbe Richtung: *Drohende Gewaltexplosion kann verhindert werden!* Synthetisch verhalten sich die Texte zueinander, nicht antithetisch! Ein Verhalten, das Reaktion, Rache, Vergeltung nach eigenem Gutdünken eigenmächtig durchsetzt, darf erst gar nicht ausbrechen! Das Maß der Gerechtigkeit liegt in des Menschen Hand, und ist er auch Opfer! Es gibt in der Bergpredigt keine »größere« Gerechtigkeit gegenüber einem überwundenen »Gesetz«, einem »Gott der Rache«. Matthäus 5,17-18 jedenfalls spricht von der Unauflöslichkeit der Tora. Wo gehört ein Satz wie »Sprich nicht: Wie einer mir tut, so will auch ich ihm tun und einem jeglichen sein Tun vergelten!« nun hin, ins Neue oder ins Alte Testament? Dass wir es nicht vergessen: Sprüche 24, 29...

So bleibt die Erwägung beunruhigend, wann und für wen denn der Unterschied in der Adressatenwahl jeweils gelten kann? Dass die Kirche sich mit der Anrede an das Opfer identifiziert, ist zumindest angesichts ihrer Geschichte eine verwegene Aneignung...

BEFREIT ZUM WIDERSTEHEN

Ökumenische FriedensDekade vom 9. bis 19. November 2014

Die diesjährige 35. Friedensdekade

- blickt zurück auf den 1. Weltkrieg und ruft dazu auf, heute Kriegen und Kriegsvorbereitungen zu widerstehen,
- blickt zurück auf die gewaltlose Revolution vor 25 Jahren und ruft dazu auf, heute gewaltlos zu widerstehen,
- erinnert an die befreiende christliche Botschaft und will Mut machen zum Widerstehen.

„Wir wünschen der Friedens-Dekade, dass sich möglichst viele Menschen von dem anstecken lassen, was es beim Widerstand immer auch braucht: Kraft, Liebe und Besonnenheit."

Wise Guys

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste lädt am Sonntag, 09. November 2014 zu Gedenk- und Bußgottesdiensten ein:

Evangelische Kirchengemeinde Martin Luther, Fuldastraße 48-50, 12045 Berlin, 10 Uhr
Französische Friedrichstadtkirche, Gendarmenmarkt 5, 10117 Berlin, 11 Uhr

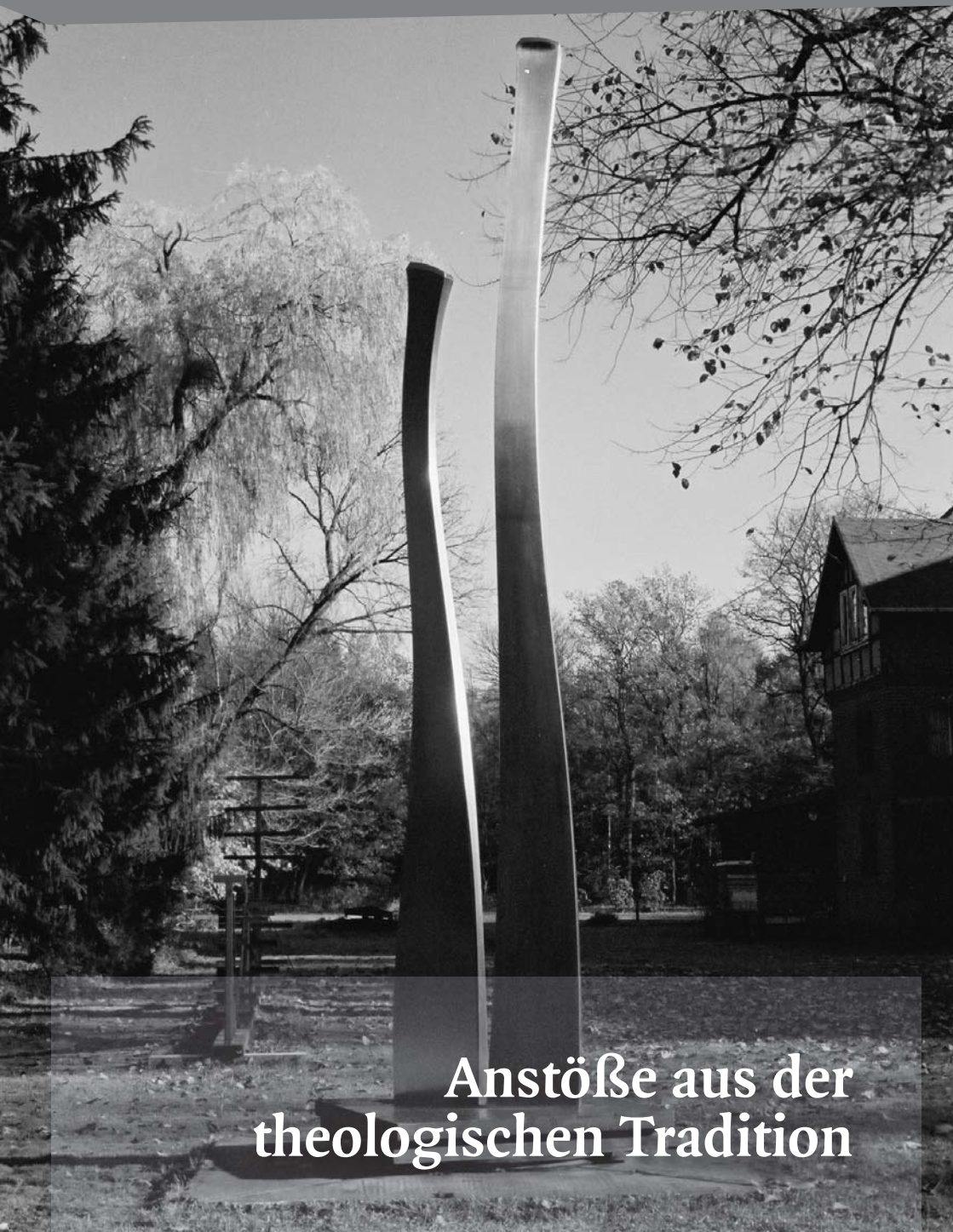
Bundesweit begleiten ehemalige ASF-Freiwillige Gottesdienste an diesem Tag (Interesse? E-Mail an Maritt Merfort: merfort@asf-ev.de)

Ökumenische FriedensDekade e.V.
Beller Weg 6 . 56290 Buch / Hunsrück

www.friedensdekade.de

↓ Christian Roehl, David und Goliath, Schmiede Stahnsdorf, 2000

KAPITEL II



Anstöße aus der theologischen Tradition

Johannes Calvin und die Juden

Achim Detmers

Als einer der ganz wenigen christlichen Theologen hat der Genfer Reformator Jean Calvin (1509-1564) einen kompletten Kommentar zu den fünf Büchern Mose vorgelegt. Fertiggestellt hat er sein Werk wenige Monate vor seinem Tod. Seine Kommentierung des Exodus-Buches ist geprägt von den bitteren Erfahrungen, die die Protestanten in Frankreich machen mussten. Für Calvin war das Leid des Volkes Israel in Ägypten transparent für das Leiden der verfolgten Hugenotten. Auf diese Weise wurde Calvin im Exoduskommentar zum Seelsorger seiner französischen Anhänger, die noch im Land lebten oder – wie er selbst – ins Exil gehen mussten. Calvin versuchte, Zuversicht und Trost zu vermitteln, aber auch Kraft zum Widerstand. Als Jurist und Theologe kritisierte er die widerrechtliche Unterdrückung von Minderheiten unter dem Deckmantel der Gefahrenvorbeugung. Und die Hebammen in der Mose-Geschichte dienten ihm als Beispiel, dass die Pflicht zum untertänigen Gehorsam gegenüber Tyrannen ihre Grenzen hat. Calvins Ausführungen muten dabei geradezu an wie ein aktueller Kommentar zu Sicherheitsgesetzen, die Grundrechte einschränken, und als ein Aufruf zur Civilcourage.

Ex 1,9 und sprach zu seinem Volk: Siehe des Volks der Kinder Israel ist viel und mehr denn wir. (...)

Und nur zu leicht bietet sich der einleuchtende und doch trügerische Vorwand, dass man einer drohenden Gefahr doch begegnen müsse. Die tragischen Dichter der Alten legen wohl einer verzweifelten Frevlergestalt das entsetzliche Wort in den Mund, man müsse einem Verbrechen zuvorkommen, da ja die Natur selbst es dem Menschen eingebe, sich wider Ungerechtigkeit und Verkehrtheit aufzulehnen. Scheint doch der Angriff die beste Abwehr, und scheint doch ein vorausschauender Mann oft geradezu gezwungen, den anderen zu schädigen, um für die eigene Sicherheit zu sorgen. Auf diese Weise sind fast alle Kriege entstanden: Wenn ein Fürst sich vor den Nachbarn fürchtet, so treibt ihn diese Furcht dazu, das Land mit Menschenblut zu bedecken. So glauben auch manche Privatleute berechtigt zu sein, zu betrügen, zu verletzen, zu rauben und zu lügen, da man unrechte Handlungen abhalten müsse, indem man ihnen zuvorkommt. Und doch ist das eine gottlose Weisheit, mag sie auch fälschlicherweise als eine Art Vorsicht bezeichnet und so in Schutz genommen werden; als wenn wir für unser Wohl sorgten, indem wir andere mit Unrecht schädigen! So kann man sich vor jedem, auch dem Unbedeutendsten und Schwächsten fürchten und vermuten, dass er gefährlich werden könne.

Um vor ihm sicher zu sein, sucht man ihn dann auf jede mögliche Weise zu unterdrücken. So kann man gegen den größten Teil der Menschen misstrauisch werden. Wollte aber jedermann sich diesem Gedanken hingeben und gegen seine vermeintlichen Feinde Übles im Schilde führen, so würde ja Verbrechen auf Verbrechen folgen. So gilt aber vielmehr, solche grenzenlose Sorge und Angst, die jedes Streben nach Gerechtigkeit und Billigkeit ertötet, durch den Blick auf Gottes Vorsehung niederzuhalten; stützen wir uns auf sie, so werden wir uns nie aus Furcht vor einer Gefahr zu unrechter Handlung oder hinterlistigem Plan fortreißen lassen. In den Worten des Pharao ist nicht weniger als alles verkehrt: Auf die Erinnerung, dass die Kinder Israel, wenn sie wollen, leicht Schaden stiften könnten, baut er ganz einfach den Rat, dass man also ihre Kraft um jeden Preis brechen müsse. Denn, wo einmal die Sorge für eigenen Vorteil, Ruhe oder Rettung unbedingt den obersten Platz behauptet, da fragt man überhaupt nicht mehr nach Recht oder Unrecht.

Ex 1,12 Aber je mehr sie das Volk drückten, je mehr es sich mehrte und ausbreitete. Und die Ägypter wurden von Angst erfüllt. (...)
Als die armen Israeliten tyrannisiert wurden, hat Gott ihnen in öffentlicher Weise geholfen. So wurde der gottlose und hinterlistige Plan vereitelt, den die Ägypter gefasst hatten, nämlich die Gemeinde des Herrn zu vernichten. Daraus können wir die Hoffnung nehmen, dass alles das, was die Gottlosen gegen uns ausführen, ohne Erfolg sein wird, weil Gottes Hand stärker ist und den Sieg davontragen wird. Die Leiden müssen wir zwar geduldig tragen, aber Gott wird uns die auferlegte Bürde wegnehmen und uns befreien. Weil es aber Gottes Sache ist, ungerechte Pläne zu vereiteln, so müssen wir auf jede List und Gewalt verzichten, um nicht in Gottes Amt einzugreifen. Diese Worte mögen ganz besonders die Frommen trösten, dass sie in Geduld ihr Kreuz tragen, weil ihnen Gott helfen will, obwohl sie zuerst vor dem Grimm der Gottlosen zurückweichen müssen.

Ex. 1,17 Aber die Hebammen fürchteten Gott, und taten nicht, wie der König zu Ägypten ihnen gesagt hatte, sondern ließen die Kinder leben. (...)
Die Tyrannen dulden nicht leicht, dass ihre Befehle verachtet werden; so haben die Hebammen gleichsam den Tod vor Augen, und doch halten sie ihre Hände rein von Blut. Durch die Gottesfurcht werden sie unterstützt und gestärkt, den Befehl und die Drohungen Pharaos zu verachten. Demnach verwerfen diejenigen, welche aus Menschenfurcht sich vom rechten Wege abbringen lassen, Gott den Herrn und achten die Gunst der Menschen höher als den heiligen Willen Gottes. Hier können wir sehen, dass viele ganz verkehrte Ansichten haben: Unter dem Vorwand der Untertänigkeit richten sie sich ganz mit

Unrecht nach der Willkür gottloser Könige und lassen sich zur Habgier und Raubsucht oder zur Grausamkeit fortreißen; ja um den vergänglichen Königen dieser Welt zu gefallen, achten sie Gott gar nicht, und, was noch schlimmer ist, ja das Schlimmste ist, sie kämpfen offen mit Feuer und Schwert gegen die wahre Religion. Um so abscheulicher ist ihre Frechheit, wenn sie, die Christum mit Wissen und Willen in seinen Gliedern kreuzigen, die faule Entschuldigung vorbringen, dass sie eben nach der Vorschrift des göttlichen Wortes ihrer Obrigkeit gehorchten. Als ob Gott seine Herrschaft an die Fürsten dieser Erde abgetreten hätte! Und als ob nicht vielmehr jede irdische Gewalt, die sich zum Himmel erheben will, mit gutem Recht gebeugt werden müsste! Da aber viele nur vor Menschen gerechtfertigt dastehen wollen, so wollen wir hier daran erinnern, dass die Frauen sie beschämen und verurteilen können. Dass Beispiel der Hebammen genügt, um ihnen das Urteil zu sprechen; denn der heilige Geist rühmt sie und sagt, sie hätten dem König deshalb nicht gehorcht, weil sie Gott fürchteten.

Quelle: Johannes Calvins Auslegung der Heiligen Schrift in deutscher Übersetzung, Band 2/1, 2.-5. Buch Mose, Neukirchen [1907], 11-17.

↓ Christian Roehl, Bohrung, Schmiede Stahnsdorf, 1992

KAPITEL III

Materialien für die Gemeinde

Happy Birthday – Ruth Weiss zum 90. Geburtstag

Sie war telefonisch nicht zu erreichen. Auf eine E-mail antwortete sie nicht. In drei Wochen würde sie 90 werden. Der Gedanke, es könnte ihr etwas passiert sein, kam mir nicht. Sie war ja gerade in Berlin und Brandenburg gewesen, um aus ihren Büchern vorzulesen und aus ihrem Leben zu erzählen. Nun also, hörte ich, war sie in Wien, um ihr neues Buch vorzustellen, und drei Wochen später würde sie nach Aschaffenburg reisen, um anlässlich ihres Geburtstages von der Ruth-Weiss-Realschule gefeiert zu werden. Davor stand noch das große Geburtstagsfest in Castrop-Rauxel in ihrem Kalender, von Freundinnen und Freunde in Lüdinghausen/Münsterland vorbereitet. Denn dort war sie zu Hause, seit zwölf Jähren. Sohn Sascha lebt mit seiner Familie in Dänemark, und so wollte sie – nicht allzu fern von ihnen – wieder in Deutschland wohnen.

Und ihr Zuhause zuvor? Am 26. Juli 1924 wurde Ruth Löwenthal in Fürth geboren. 1936 flüchtete sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester nach Südafrika, ihr Vater war bereits 1933 emigriert. Sie konzentrierte sich früh auf journalistische Herausforderungen, als Wirtschaftsjournalistin berichtete sie aus Brennpunkten des südlichen Afrikas. Sie lebte in London, in Johannesburg (unter dem Apartheidregime hatte sie dort 1966 – 1990 Aufenthaltsverbot), in Südrhodesien (heute: Zimbabwe), in Sambia, in Köln (arbeitete dort bei der Deutschen Welle), dann wieder in London. 1975 begleitete sie Außenminister Genscher auf seiner Afrikareise. Sie war befreundet mit Nelson Mandela und Nadine Gordimer.

Apartheid und Antisemitismus, diese Menschheitsverbrechen des 20. Jahrhunderts, bewegten sie lebenslang, hatte sie mit ihnen doch immer wieder lebensbedrohliche Erfahrungen gemacht.

Im Januar 2005 gehörte sie zu den einhundert Kandidatinnen für den alternativen Friedensnobelpreis. Ihre Veröffentlichungen, darunter Kinder- und Jugendbücher, erzählen von diesem Leben im Aufbruch. Da ist *»Meine Schwester Sara«*, die als Kind aus Nazideutschland in eine Familie nach Südafrika vermittelt wird, und diese dem Apartheidregime und seiner rassistischen Ideologie treu ergebene Familie erfährt erst nach Saras Ankunft von ihrer jüdischen Herkunft – ein Drama scheint vorgezeichnet.

Und heute? Ruth Weiss reist und erzählt und liest vor, sehr gerne vor Schulkindern, gewiss getragen von der jüdischen Weisheit: *»Die Zukunft der Welt lebt vom Atem der Schulkinder.«*

Ausführliche Informationen:
www.de.wikipedia.org/wiki/Ruth_Weiss_(Schriftstellerin)

I. S.

Sharon M. Draper, Mit Worten kann ich fliegen

Ueberreuter Verlag GmbH., Berlin 2014, 317 S., 14,95 Euro
Aus dem Amerikanischen von Silvia Schroer

Drei hochbegabte Frauen kamen hier zusammen – eine amerikanische Autorin, die Hauptperson ihres Romans und die Übersetzerin – und ihnen gelang ein fabelhaftes »Kunststück«: *Mit Worten kann ich fliegen.* Das Mädchen, das hier ihre Geschichte erzählt, heißt Melody, ist fast elf Jahre alt, und ihre Erzählung ist eine einzige Sehnsuchts-Melodie. Eigentlich erzählt sie ja gar nicht, sie kann nicht sprechen, aber dank eines sogenannten Medi-Talkers, einem Spezialcomputer, der ihren getippten Worten eine Stimme gibt, beginnt sie, endlich all das aufzuschreiben, was sie ihren Eltern und Freundinnen und den Lehrerinnen und später dann auch ihrer kleinen Schwester Penny schon immer mal sagen wollte. Zum Beispiel, dass Stephen Hawking ihr großes Vorbild ist, denn ihr geht es wie ihm – zeitlebens an den Rollstuhl gebunden.

Von Geburt an ist Melody schwerstbehindert, sie kann nur ihre Daumen bewegen. Aber mit ihnen und dem Medi-Talker kann sie sich nun der Welt mitteilen. Eine Mädchenstimme übernimmt die Aufgabe, die von Melody geschriebenen Wörter und Sätze auszusprechen.

Schreien kann sie auch, laut und heftig, und wird mit dieser Gabe einmal ihre Mutter davor bewahren, die kleine Schwester mit dem Auto tödlich zu verletzen. Der Arzt hatte ihrer Mutter einst gesagt: »Sie haben Glück, dass Melody lächeln und lachen kann.« Nun hofft Melody auf das große Glück, mit ihren Schulfreundinnen gemeinsam an einer TV-Quizsendung teilzunehmen. Durch i h r e richtigen Antworten hatte die Gruppe die Platzierung gewonnen. Am Ende bleibt dann doch die Erfahrung: Die Worte brauchen auch offene Ohren! Und wenn man nach dieser berührenden Lektüre das Buch schließt, schaut man noch einmal auf den farbigen Umschlag: Den Gestalter_innen ist es gelungen, Melodys Sicht der Dinge – »Worte sind schon immer um mich herumgewirbelt wie Schneeflocken« – in ein sanft-melodiöses Bild zu verwandeln.

I. S.

Meta Samson, Spatz macht sich

Altberliner Verlag, Berlin 2013 (Neuauflage), 11,90 Euro

Die 1894 in Berlin geborene Meta Samson erzählt in diesem Jugendbuch ihre Geschichte und die ihrer Familie. Als Journalistin war sie interessiert an reformpädagogischen Themen und der Emanzipation der Frauen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ihre beiden ältesten Kinder emigrierten in den dreißiger Jahren nach Palästina und in die USA. Sie blieb mit ihrer Tochter Marlene in Berlin, im November 1942 wurden sie – wenige Tage vor Marlenes 14. Geburtstag – nach Auschwitz deportiert und ermordet. In der 1938! veröffentlichten Erzählung *Spatz macht sich* erzählt sie vom Alltag eines jüdischen Mädchens in den 30er Jahren. Es sollte ein Trostbuch werden für Marlene und ihre Freundinnen. Heute liegt es als ein eindrückliches Zeitdokument vor.

I. S.

BÜCHER VON MITARBEITERN DER PREDIGTHILFEN

Lorenz Wilkens, Von unendlicher Huld und Treue

Studien zur Theologie des Bundes

P. Lang Frankfurt, 222 S. , 2014, 34 Euro

Der Autor, dessen Stimme schon oft in unseren Heften zu hören war, schreibt zum Titel, einem Zitat aus Ex 34,6, »der Manifestation Gottes auf dem Berg Sinai in der Übersetzung Moses Mendelssohns«, er bewundere deren »sanftmütige Diskretion«. Dieser Grundton durchzieht die Studien dieses Bandes, seine biblischen Erkundungen und vor allem seine Predigten. Die Arbeit gliedert sich in die Themenschwerpunkte »Theologie der Bekennenden Kirche«, »Theologie des Bundes«, »Bundesschlüsse«, »Kant, Kierkegaard, Bonhoeffer – ethische Konzeptionen« und »Auslegungen biblischer Texte«.

Wie versteht er theologisches Arbeiten? Er möchte der »Aussicht auf die Erneuerung der Theologie entsprechen, die die Erinnerung an die Shoah kategorisch verlangt. Es müssen alle Entscheidungen, alle Grundsätze reflektiert und überprüft werden, die zu der Trennung der Kirche vom Judentum und der darauf folgenden Feindseligkeit geführt haben.«

Adorno hat eine zutiefst jüdische Maxime formuliert, als er sagte, dass kein Mann und keine Frau, die sich zu Hause fühlen, zu Hause sind. In diesem Sinne ist Wilkens »nicht zu Hause« in Theologie und Kirche und gibt davon ein weit gefächertes Zeugnis. Er überspielt keine inhärente Ungewissheit, die sich jedem mitteilt, der sich auf die Wahrnehmung dessen einlässt, was »Bund« bedeutet.

Wilkens gelingt es, das Angerufenwerden, das Aufgefordertwerden durch Gott und die Ansprache an ihn zur Sprache zu bringen.

Das Christentum konnte den Juden nicht vergeben und hat ihnen nie vergeben, dass sie sich weigerten, aus freien Stücken der *eccelesia* beizutreten. Kann man beider Gründe enträtseln? Das ist die scharfe Gräte im Hals der Kirche. Wie ist ihr zu helfen? »Die Wahrheit lebt immer im Exil«, sagt ein chassidischer Meister.

Ist das Klage? Herausforderung? Mahnung? Auch Lorenz Wilkens hat die Frage nicht in Ruhe gelassen.

H. R.

Klaus Wengst, Christsein mit Tora und Evangelium

Beiträge zum Umbau christlicher Theologie im Angesicht Israels

Kohlhammer Verlag Stuttgart 2014, 220 S., 34,90 Euro

Diesen *eben* erschienenen Aufsatzband kündigen wir nur an und verweisen auf die thematischen Schwerpunkte, unter denen der autobiographische Rückblick, die Studie »Martin Luther und die Juden« und der große Beitrag »Solidarische Partnerschaft mit Israel/Judentum gestalten« Aktion Sühnezeichen in besonderer Weise Orientierung geben können. Die Einzelstudien zu den Abendmahlstexten, dem Sühnebegriff und der universalen Heilsbedeutung Jesu im Angesicht Israels sind im weiteren Sinne zentral für Wengst Anstöße zum »Umbau« und werden in den kommenden Heften der Predigthilfen gewürdigt werden.

Im jüdischen Überleben liegt, folgt man manchen »Kirchenvätern«, eine heftige Unverschämtheit. Hält der Ärger des Christentums darüber an? Oder beginnt die Arbeit an seinem Abbau?

H. R.

Geschichten aus Deutschland.

Biografische Betrachtungen aus der Migrations-gesellschaft

»Machen wir die Schubladen auf und lassen die Menschen da raus! Blicken wir auf ihre Biografien, interessieren uns für ihre Geschichten und nehmen wir sie so, wie sie sind.« Aydan Özoğuz, MdB, Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration, über »Geschichten aus Deutschland«

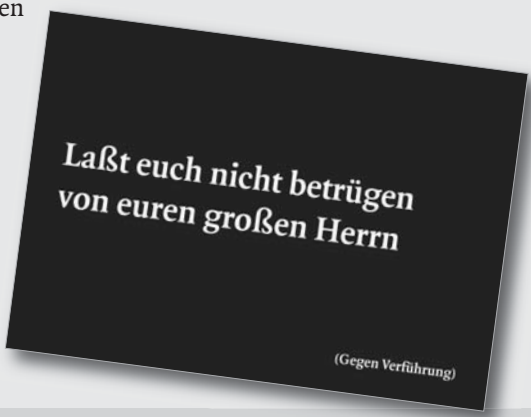
Elf Frauen und Männer mit eigener oder familiärer Zuwanderungsgeschichte, die alle zivilgesellschaftlich oder politisch engagiert sind, erzählen aus ihrem Leben: Sie beschreiben, welche Ereignisse sie geprägt haben, was zu ihrem Engagement geführt hat, wofür sie sich persönlich einsetzen und was sie sich für die Zukunft wünschen. Was sie gemeinsam haben, ist ihr Selbstbewusstsein, ihr selbstverständliches Engagement für eine Veränderung dieser Gesellschaft, aber auch ihr Widerwille gegen die alltägliche Zuweisung des »Anders-Seins« in einer von ihnen selbst längst als Normalität wahrgenommenen Migrationsgesellschaft.

Das Buch ist für 5,90 Euro zzgl. Porto über das Infobüro zu beziehen.

Postkartenset

Der Schriftsteller und Dichter Volker von Törne (1934-1981) veröffentlichte seinen ersten Gedichtband 1962. In diesem Jahr begann auch seine Tätigkeit für Aktion Sühnezeichen West, deren Geschäftsführer er von 1962 bis zu seinem Tod war. Törnes Themen waren die Deutschen und ihre Geschichte, die Verantwortung für Gegenwart und Zukunft, der Aufbau einer gerechten und menschenwürdigen Welt.

1 Karte 1 Euro /
Set mit 6 Karten 5 Euro /
zzgl. Versandkosten



↓ Janneke van Weeren

BESTELLUNGEN: im Infobüro (030) 283 95 – 184 / infobuero@asf-ev.de
oder per Bestellformular unter www.asf-ev.de/webshop

KAPITEL IV

Freiwillige berichten

»Jeszcze Polska nie zginęła, kiedy my żyjemy« –

»Noch ist Polen nicht verloren, solange wir leben«.

Die ersten Worte der polnischen Nationalhymne lassen unschwer auf die bewegte Geschichte eines Landes schließen, das in der Zange europäischer Großmächte immer wieder aufgelöst, geteilt und unterdrückt wurde.

Wohl gerade aus diesem Grund ist in Polen der Nationalstolz größer als in anderen Ländern.

Am polnischen Nationalfeiertag habe ich dies besonders zu spüren bekommen. Am 11. November wird die Unabhängigkeit Polens von 1918 gefeiert. Die Stimmung auf den Straßen erinnert an die Stimmung in Deutschland während der Fußball-WM. Aus den Fenstern hängen polnische Flaggen und in der Innenstadt herrscht ein Meer aus Rot und Weiß. Viele Menschen, besonders die Älteren, ziehen ihre Trachten an.

1918 wurde die die Zweite Polnische Republik ausgerufen. Polen war nach Jahren der Besetzung wieder unabhängig. Meine Kollegin sagt, dass die Jahre zwischen den Weltkriegen die Blütezeit Polens waren. Sie kenne viele Lieder, die in der Zeit des Ersten Weltkrieges und danach entstanden sind und kann die meisten Texte noch auswendig. Sie möchte, dass man sich an diese Lieder erinnert: Es soll nicht in Vergessenheit geraten, was passiert ist.

Eine Freundin aus Niederschlesien antwortete auf meine Frage, ob für sie die Thematik des Ersten Weltkrieges noch relevant sei, dass sie gerade jetzt wieder richtig aktuell werde. Viele Polen fürchten nach der Annektierung der Krim auch wieder eine Besetzung polnischer Gebiete. Der polnische Außenminister Sikorski trägt seinen Teil bei, diese Stimmung zu unterstützen. Im Falle eines Konflikts würde Polen wieder alleine dastehen, soll er der Tageszeitung »Wprost« zufolge gesagt haben.

Die Ukraine-Krise ist auch in unserer Freiwilligengruppe ein großes Thema. Wir sind 16 Freiwillige in Danzig, Warschau, Breslau, Lublin, Oświęcim und Krakau. Acht von uns kommen aus Deutschland, die andere Hälfte aus der Ukraine. Einige unserer Mitfreiwilligen haben Verwandte auf der Krim oder in der Ostukraine, die schwer unter der aktuellen Lage zu leiden haben. Wir müssen aufpassen, dass wir uns nicht von dem aufkeimenden Hass gegen Russland anstecken lassen. Oder von der Stimmungsmache gegen EU und Amerika. In einer Zeit, in der rechtspopulistische Parteien bei der Europawahl knapp 20% der Stimmen bekommen. Gerade deswegen ist es gut, dass wir

unseren Freiwilligendienst machen. Besser gesagt: unseren Friedensdienst. Die Bezeichnung bringt es auf den Punkt.

Ich arbeite im Malteser Hilfszentrum Krakau in einer Gruppe für Kinder mit Autismus. Auf den ersten Blick hat das nicht viel mit Politik zu tun und schon gar nicht mit dem großen Begriff »Frieden«, der unser Jahr nun einmal betitelt. Doch dieses Jahr schließt noch so viel mehr ein als die Sühnearbeit mit Menschen, die unter dem Naziregime verfolgt und getötet worden wären.

Vor allem leben wir in Ländern, die uns zu Beginn fremd waren und die mittlerweile zur zweiten Heimat geworden sind. So habe ich in diesem Jahr viele Menschen getroffen aus Polen, Italien, der Ukraine, Tschechien, Belarus, Spanien, Belgien, Griechenland, der Türkei, Amerika, Russland, Armenien. Gemeinsam haben wir so manche Klischees widerlegt (»Deutsche sind immer ordentlich«, »Italiener haben schwarze Haare und essen immer nur Pizza«, »Alle Polen sind arm und klauen«), uns von unseren Ländern erzählt, Freundschaften geschlossen und festgestellt – wie Julia, meine ukrainische Mitfreiwillige es auf den Punkt brachte: »Wir sind nicht komisch, sondern nur anders.«

Janne Riebesell, Jahrgang 1993, ist Freiwillige in Krakow, Polen. Sie engagiert sich im Malteser Hilfszentrum für Kinder mit Behinderungen und ihre Familien.

Jugend in Aktion

Der Freiwilligendienst von Janne Riebesell wird durch das Programm Jugend in Aktion im Rahmen des Europäischen Freiwilligen Dienstes gefördert.

Europa in Israel

Es ist zehn Uhr und ich klopfe an Frau Kellermanns Tür im Altenheim für sogenannte »mitteleuropäische Einwanderer_innen« in Tel Aviv. »Sie sind viel zu spät«, sagt sie, als sie öffnet. »Ich habe Ihr Frühstück schon wieder weggeräumt.« Frau Kellermann ist verstimmt. Ich schaue auf die große Kuckucksuhr aus dunklem Holz, die an der Wand hängt. Direkt über dem karierten Ohrensessel. Es ist drei Minuten nach zehn – ich bin drei Minuten zu spät. Doch ich protestiere nicht, sondern entschuldige mich nur.

Szenenwechsel, um 16 Uhr gibt es Kirschkuchen und Kaffee, alle Bewohner_innen kommen zusammen. Um mich herum höre ich Jiddisch, Polnisch, Tschechisch, Englisch und Deutsch. Wenn jemand hinzukommt, der die Sprache nicht versteht, wechselt man zu Hebräisch. Frau Kellermann und ich spielen Rummikub. Sie fragt, ob ich das Spiel kenne, und ich verneine, obwohl ich mich dunkel an weit zurückliegende Spieleabende mit meinen Großeltern erinnern kann. Aber ich weiß ohnehin nicht mehr, wie es geht, also ist es keine schlimme Lüge. Später gehe ich in die Bibliothek des Heimes. Hier gibt es englische, hebräische und deutsche Bücher. Zwei Bewohnerinnen kommen dazu. »Ich lese nicht gern hebräische Bücher«, sagt die eine. »Für Goethe gibt es keine gute Übersetzung«, sagt die andere.

Feierabend, ich verlasse das Heim durch das Foyer. Dort findet inzwischen ein Konzert statt, eine junge Israelin spielt Bach auf dem Klavier. Ich erkenne die Symphonie, weil ich sie erst am Tag zuvor mit Frau Kellermann auf Youtube angehört habe. Die Tür tut sich vor mir auf und ich trete nach draußen in die Abendsonne. Sie ist immer noch sehr stark, die Luft staubtrocken. Ein paar Meter weiter befindet sich der arabische Gemüsestand, auf der Straße hupen die Autos, die Fahrer wedeln aufgeregt mit den Händen und schreien sich an. Lächelnd mache ich mich auf den Heimweg. Mal wieder hätte ich fast vergessen, dass ich mich nicht in Europa befinde. Jetzt erst erinnert mich Israel wieder daran.

Johanna Blender, Jahrgang 1992, war 2012-2013 Freiwillige in Tel Aviv, Israel.

Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben

Der Freiwilligendienst von Johanna Blender wurde durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD gefördert.

Ein Kuchen für Sergej

Marzipan, Sahne und ganz viel bunte Lebensmittelfarbe – das sind die Zutaten, mit denen ich den Kindern in meinem Projekt den Alltag versüße.

Backzeit! Schon als kleines Kind war ich begeistert, wenn in der Küche wieder Mehl in der Luft lag. Meine Oma backte jedes Wochenende etwas, und wir Enkelkinder durften helfen, wann immer wir wollten. Von ihr und meiner Mutter habe ich einige Kniffe und Tricks gelernt. Trotzdem hätte ich nicht gedacht, dass mir dieses praktische Wissen in meinem Freiwilligendienst so sehr helfen würde.

Ich arbeite und lebe seit September 2013 im Jeanette-Noel-Huis in Amsterdam zusammen mit Flüchtlingen aus den verschiedensten Ländern. Das Haus ist keine Endstation für die Menschen, es ist vielmehr ein Ort, um Perspektiven zu entwickeln und die nötigen Prozeduren anzugehen, um Papiere zu bekommen. Bei allem, was diese Familien erlebt und noch vor sich haben, sollen sie sich bei uns zu Hause fühlen – auch wenn es nur ein Zuhause auf Zeit ist.

Wenn die Kinder Geburtstag haben, wollen wir das feiern. Das ist für dieses »Zu-Hause-Gefühl« ganz wichtig. Und ich habe die Aufgabe übernommen, für sie zu backen. Doch jede Woche den immer selben Marmor- oder Käsekuchen zu zaubern, wurde mir schnell zu langweilig. Und so versuchte ich, meine anfängliche Panik vor dem Gasherd zu überwinden. Mein erster Kuchen hatte noch einen Zwiebackboden, aber danach ging es so richtig los. Wenn jetzt ein Kind Geburtstag hat, stöbere ich im Internet nach Rezepten und versuche, das Richtige zu finden.

»Das Richtige« zielt nicht nur auf den Geschmack. Ich probiere, für jede_n etwas Einzigartiges und Besonderes zu machen. Die Kinder sollen an ihrem Geburtstag das Gefühl haben, dass es einmal nur um sie geht. So bekommt der Autofan eine Torte in Form eines großen roten Autos, oder ich backe einen Regenbogenkuchen.

Am kompliziertesten war die Torte für unseren Fußballfan: Für ihn habe ich ein Chelsea London-Logo aus Marzipan auf der Torte gebastelt.

Letzte Woche hatte Sergej Geburtstag. Seine Familie kommt aus Armenien, und sie sind schon seit ein paar Wochen bei uns. Er und sein kleiner Bruder gehen in einem Nachbarort zur Schule. Aber wie es mit ihnen weiter geht, ob sie in den Niederlanden bleiben können, steht in den Sternen. Für Sergejs Geburtstagstorte habe ich mir etwas Besonderes überlegt: Er hat eine Arche bekommen. Ein Schiff, auf dem er sich zu Hause fühlen kann, ein Ort, der ihm

gehört. Natürlich ist es »nur« eine Torte in Form einer Arche. Aber trotzdem war er superglücklich und konnte die Augen gar nicht von dem großen roten Schiff lassen. Und ein paar Umarmungen später war ich glücklich – weil er es war.

Mittlerweile sind meine Torten so etwas wie Kult, sagen zumindest meine Kolleg_innen – und nennen mich das »deutsche Backtalent«. Nächsten Samstag haben wir wieder ein Geburtstagskind. Es wartet schon gespannt auf seine Torte. Mal sehen, was ich dieses Mal kreieren werde. Ich fordere mich immer wieder aufs Neue heraus. Es geht eben nicht nur um einen leckeren Kuchen.

Janneke van Weeren, **Jahrgang 1995, leistet 2013-2014 ihren Freiwilligendienst in der Flüchtlingsarbeit im Projekt »Jeanette-Noel-Huis« in Amsterdam.**

Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben

Der Freiwilligendienst von Janneke van Weeren wird durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD gefördert.

Kollektenbitte
für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Die politischen Konflikte in der Ukraine betreffen die Arbeit der Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste unmittelbar. So schreibt eine Freiwillige, die in Simferopol auf der Krim arbeitete:

»Während meines Friedensdienstes engagierte ich mich zum einen in einem jüdischen Gemeindezentrum, zum anderen in einem Verband für ehemalige Zwangsarbeiterinnen und KZ-Häftlinge. Zudem unterstützte ich drei ältere Frauen im Haushalt. Anfang März musste ich die Krim verlassen … Ich begann ein neues Projekt in Odessa bei einer Nicht-Regierungsorganisation. Da es auch in Odessa zu Ausschreitungen kam, bei denen über 40 Menschen zu Tode kamen, gab es vom Auswärtigen Amt eine Reisewarnung, die alle deutschen Staatsbürger zum Verlassen dieses Gebietes aufrief.«

Die Freiwillige wird nun bei *Memorial*, der größten Menschenrechtsorganisation in Russland, in Moskau arbeiten. 280 Freiwillige engagieren sich ein Jahr lang in den Ländern, die während des Zweiten Weltkriegs unter deutscher Beherrschung litten. Sie begleiten Überlebende, die nach Israel, in die USA oder andere Länder Westeuropas gezogen sind. Sie arbeiten in Altenheimen, Flüchtlingseinrichtungen, mit psychisch verletzten Menschen, in ehemaligen Lagern, heutigen Gedenkstätten. Diese Arbeit verlangt vor allem große Zuwendung, psychische Stabilität und enorme Lebensdisziplin. Friedens- und Versöhnungsarbeit ist auch schwere Geduldsarbeit *ohne Gelingensgarantie* – sie vermag aber auch den weiteren Lebens- und Berufsweg der Freiwilligen vorzuprägen. Wir erbitten Ihre Unterstützung für diese Arbeit am Frieden und der Versöhnung zwischen den Völkern und den Menschen und den Generationen.

Dagmar Pruin und Jutta Weduwen
Geschäftsführerinnen der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

DZI Spenden-Siegel

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft
Konto 31 137 00 – IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00
BLZ 100 205 00 – BIC BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie unter: www.asf-ev.de

Autor_innen, Bild- und Fotonachweise

Autor_innen

Rachel de Boor, Mitarbeit in der theologischen Arbeitsgemeinschaft von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Freiwilligenjahr in Prag; Kontakt: racheldeboor@googlemail.com

Dr. Alexander Deeg, Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig; seit 2007 gemeinsam mit Martin Nicol Schriftleiter der Göttinger Predigtmeditationen (GPM)

Dr. Achim Detmers, Pfarrer, Rektor des Kirchlichen Fernunterrichts der EKM; ab Oktober 2014 Generalsekretär des Reformierten Bundes in Hannover; Kontakt: achim.detmers@t-online.de

Dr. Frigga Haug, Professorin für Soziologie (Hamburg) und Publizistin mit weitem Themenrahmen zu politischem Feminismus und Gesellschaftstheorie, Leiterin des Argument Verlages und Ariadne

Dr. Matthias Loerbroks, war Sühnezeichen-Freiwilliger in Israel, hat bei Friedrich-Wilhelm-Marquardt studiert und promoviert, seit 1998 Pfarrer am Französischen Dom, Berlin

Rabbiner Noam E. Marans, als Direktor im American Jewish Committee zuständig für den Arbeitsbereich Interreligious and Intergroup Relations. Seine Aufgaben dort sind u. a.: die Beziehungen der verschiedenen Religionsgruppen zu festigen, das gegenseitige Verständnis zu fördern. In diesem Kontext widmet er sich zudem den Friedensbemühungen im Nahen Osten.

Dr. Dagmar Pruin, Pfarrerin, konzipierte 2007 an der Stiftung Neue Synagoge Berlin/Centrum Judaicum das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm Germany Close Up; gemeinsam mit Jutta Weduwen Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste; Kontakt: pruin@asf-ev.de

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit, näheres www.helmut-ruppel.de, seit 2007 Redaktion der »Predigthilfe«; Kontakt: h.m.ruppel@gmx.de

Ingrid Schmidt M. A., Gymnasiallehrerin i. R. und Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung, seit 2007 Redaktion der »Predigthilfe«; Kontakt: ille.schmidt@arcor.de

Aline Seel stud. theol., Mitarbeit in der theol. Arbeitsgemeinschaft von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, ehem. Freiwillige; Kontakt: alineseel@web.de

Dr. Christian Staffa, Studienleiter Demokratische Kultur und Kirche / Evangelische Akademie zu Berlin gGmbH; Kontakt: Staffa@eaberlin.de

Dr. Fulbert Steffensky, em. Professor für Religionspädagogik (Hamburg) und Publizist mit weitem Themenrahmen zur theolgische Sprache in der säkularen Gesellschaft

Bild- und Fotonachweise

Titelbild: Christian Roehl, Modell Hommage Karl Foerster, 600 x 650 x 300 cm, Edelstahl, Plastik steht auf der Freundschaftsinsel Potsdam, 1974 © A. Bahra
Seite 15: Christian Roehl, Taufgedenken, Dorfkirche Stolpe/Hohen Neuendorf, 2014 © A. Bahra
Seite 16: Christian Roehl, Spielbrunnen, 160 x 400 x 400 cm, Edelstahl, Wohngebiet Drewitz/Potsdam, 1995 © A. Bahra
Seite 17: Christian Roehl, Fliehende Zeichen, 300 x 1500 x 150 cm, Baustahl, Rosenwinkel, Priegnitz, 1991 © A. Bahra
Seite 19: Christian Roehl, Haltung, 530 x 240 x 250 cm, Edelstahl, Schmiede Stahnsdorf, 1994 © A. Bahra
Seite 59: Christian Roehl, David und Goliath, 400 x 100 x 100 cm, Edelstahl, Schmiede Stahnsdorf, 2000 © A. Bahraa
Seite 63: Christian Roehl, Bohrung, 520 x 100 x 100 cm, Baustahl, Edelstahl, Schmiede Stahnsdorf, 1992 © Ilona Ripke

Seite 69, 71 und Umschlagrückseite: ASF-Archiv

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft | Konto 31 137 00 – IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BLZ 100 205 00 – BIC BFSWDE33BER
Redaktion: Dagmar Pruin, Helmut Ruppel, Friederike Schmidt, Ingrid Schmidt, Christian Staffa
Gestaltung: Anna-Maria Roch | Druck: Westkreuz Druckerei Ahrens KG, Berlin
Auflage: 4.100 Stück | Ausgabe: August 2014
Titelbild: Christian Roehl, Modell Hommage Karl Foerster, 1974

Beleg / Quittung für den/die Auftraggeberin

IBAN Kontoinhaberin

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 /
BIC BFSWDE33BER

Wir sind wegen Förderung gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27/659/51675 vom 4. Juli 2011 für die Jahre 2008 bis 2010 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass der Betrag nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Zuwendungsbestätigung

Bis 200 Euro gilt dieser Beleg mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung. Bei Beträgen über 200 Euro schickt Ihnen ASF am Beginn des Folgejahres automatisch eine Zuwendungsbestätigung zu.

Name Auftraggeber/in / Quittungsstempel

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

A S F e . V .

IBAN

D E 6 8 1 0 0 2 0 5 0 0 0 0 3 1 1 3 7 0 0

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

B F S W D E 3 3 B E R

SPENDEN-ORGANISATION

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Betrag: Euro, Cent

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max 27 Stellen)

PH Friedensdekade 2014

ggf. Stichwort

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

D E

06

Datum

Unterschrift(en)

SPENDE

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten für ...

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

... Begegnungen über Grenzen hinweg.

... den Ausbau von internationalen Freiwilligendiensten als Möglichkeit interkultureller Bildung und Verständigung.

... den langen Weg zu einem gerechten und umfassenden Frieden, der über die Veränderung der einzelnen Menschen und der Gesellschaft führt.

... den Einsatz gegen heutige Formen von Antisemitismus, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin | Konto 3 113 700 –
IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BLZ 100 205 00 – BIC BFSWDE33BER